DER STERN

KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE

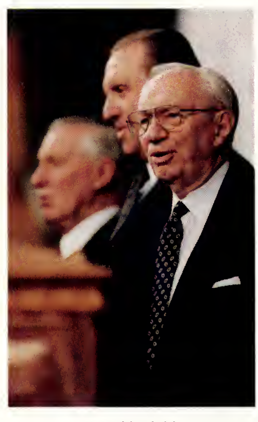
121. JAHRGANG NUMMER 10 OKTOBER 1995

D 20720



DER STERN

OKTOBER 1995



Umschlagbild
Die Erste Präsidentschaft singt gemeinsam mit den Mitgliedern auf der Frühjahrs-Generalkonferenz, auf der sie in der Feierlichen Versammlung bestätigt wurde: Präsident Gordon B. Hinckley, vorn, Präsident Thomas S. Monson, Erster Ratgeber, und James E. Faust, Zweiter Ratgeber, hinten. Diese Ausgabe enthält biographische Artikel über Präsident Monson und Präsident Faust. Foto mit freundlicher Genehmigung von Deseret News/Tom Smart.

MAGAZIN

FÜR JUNGE LEUTE

RUBRIKEN

FÜR KINDER

DER STERN

Oktober 1995 121. Jahrgang Nummer 10

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Jürgen Stahl, Industriestraße 21,
D-61381 Friedrichsdorf, Telefon: 06172/710347

Vertrieb:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Industriestraße 21, D-61381 Friedrichsdorf
Telefon: 06172/710323

Printed in Germany

Die Internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „DER STERN", erscheint monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und tongaisch; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thai veröffentlicht, vierteljährlich auf bulgarisch, isländisch, russisch, tschechisch und ungarisch.

DER STERN (ISBN 1044-338X) is published monthly by The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints, 50 East North Temple, Salt Lake City, Utah 84150. Second-class postage paid at Salt Lake City, Utah. Subscription price USD 18.00 a year. USD 1.50 per single copy. Thirty days notice required for change of address. When ordering a change, include address label from a recent issue; changes cannot be made unless both the old address and the new are included. Send USA and Canadian subscriptions and queries to Salt Lake Distribution Center, Church Magazines, P. O. Box 26368, Salt Lake City, Utah 84126-0368, USA. Subscription information telephone number 801-240-2947.

POSTMASTER: Send address changes to Salt Lake Distribution Center, Church Magazines, P. O. Box 26368, Salt Lake City, Utah 84126-0368, USA.

Jahresabonnement:
DEM 30,00; ATS 186,00; CHF 27,00
Bezahlung erfolgt an die Gemeinde bzw. den Zweig oder auf eines der folgenden Konten:
D Frankfurter Sparkasse, Konto-Nr. 88 666, BLZ 500 502 01
A Erste Österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602
CH Schweizerischer Bankverein, Birsfelden, Konto-Nr. 30-301,363.0

Adressenänderung bitte einen Monat im voraus melden

Erscheint zwölfmal im Jahr

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt der „KINDERSTERN Oktober 1995" bei.

95990 150
German

LESERBRIEFE

EIN BESSERER MISSIONAR

Ich komme aus Ponce in Puerto Rico. Zur Zeit bin ich Vollzeitmissionar in der Nevada-Mission Las Vegas. Dadurch, daß ich regelmäßig die Zeitschrift *Liahona* (spanisch) lese, bin ich ein besserer Mensch und ein besserer Missionar geworden. Durch die Schilderung von Bekehrungen habe ich oft besser verstehen gelernt, was für Erfahrungen man als Untersucher macht. Da ich nun weiß, was die Untersucher brauchen, kann ich sie auch besser das Evangelium Jesu Christi lehren.

Elder Alex Gonzáles
Nevada-Mission Las Vegas

GANZ WERTVOLL

Seit ich vor fünf Jahren getauft wurde, habe ich den *Seito No Michi* (japanisch) immer bei mir. Von allen Zeitschriften, die auf japanisch herausgegeben werden, ist diese für mich am kostbarsten.

Und eben weil sie mir so wichtig ist, bin ich froh, daß so viele Mitglieder auf der Welt sie ebenfalls in ihrer Sprache lesen können.

Yukiko Matsuura
Gemeinde Groveland 2
Pfahl Blackfoot Süd, Idaho

INSPIRIEREND

Ich wurde vor mehr als zwei Jahren getauft. Der Tag, an dem mir ein Bekannter aus Kanada vom wiederhergestellten Evangelium Jesu Christi erzählt hat, wird für mich immer unvergeßlich bleiben. Jetzt bin ich Zweiter Ratgeber in der Präsidentschaft des Zweiges Port-au-Prince Mitte.

Das Buch Mormon habe ich immer bei mir. Ich lese täglich darin. Es gibt mir Trost, und seine Lehren erhellen das, was in den anderen heiligen Schriften steht.

Und noch etwas habe ich immer bei mir: Die großartige Zeitschrift *L'Etoile* (französisch), die mich immer wieder so sehr inspiriert. Besonders gern lese ich die Artikel über die Heiligen in anderen Ländern.

Jude W. Jean-Baptiste
Distrikt Port-au-Prince Süd, Haiti
Haiti-Mission Port-au-Prince

ANDERE TEILHABEN LASSEN

Es steht so vieles im *Seito No Michi* (japanisch), worüber man gebeterfüllt nachdenken sollte. Die vielen guten Ratschläge darin können uns im täglichen Leben helfen.

Mir scheint, daß eine meiner wichtigsten Aufgaben als Mitglied darin besteht, diese Zeitschrift auch anderen zukommen zu lassen und sie mit den wertvollen Lehren darin in Berührung zu bringen – und auch mit dem Evangelium.

Masaru Fukuoka
Zweig Ogaki
Pfahl Nagoya West, Japan

BALSAM FÜR DIE SEELE

Auf dem Weg zur Arbeit und zurück bin ich täglich an die 100 km unterwegs. Dabei nehme ich gern den *Liahona* (spanisch) mit. Er ist Balsam für die Seele: Er gibt mir Trost und neue Kraft, inspiriert mich und hilft mir, unserem Erretter und Erlöser, Jesus Christus, näherzukommen.

Magdalena de Pitta
Gemeinde San Isidro
Pfahl San Miguelito, Panama



Glaube: Der Kern wahrer Religion

Präsident Gordon B. Hinckley

Vor einiger Zeit wurde in einer Zeitung ein bekannter Journalist folgendermaßen zitiert: „Gewißheit ist der Feind jeder Religion." Über die Worte dieses Journalisten habe ich lange nachgedacht. Gewißheit – in meinen Augen völlige, absolute Sicherheit – steht nicht im Gegensatz zur Religion. Sie ist vielmehr der Kern der Religion.

Gewißheit ist Sicherheit. Gewißheit ist Überzeugung. Sie ist die Macht des Glaubens, die sich dem Wissen nähert, ja, die schließlich selbst zu Wissen wird. Solche Gewißheit motiviert und begeistert uns, und gerade diese Begeisterung trägt am meisten dazu bei, Widerstand, Vorurteile und Gleichgültigkeit zu überwinden.

Auf einem unsicheren Fundament errichtet man kein großes Gebäude. Kein zaudernder Führer bringt eine große Sache zum Erfolg. Ohne Gewißheit legt man das Evangelium nicht so dar, daß andere Menschen sich davon überzeugen ließen. Glaube, der Kern persönlicher Überzeugung, ist seit jeher die Grundlage jeden religiösen Brauchs und Handelns.



Das Zeugnis von Joseph Smith über seine herrliche Vision wird von den nachfolgenden Generationen weitergegeben, indem sie mit Überzeugung erklären, daß das Evangelium Jesu Christi tatsächlich auf der Erde wiederhergestellt worden ist.

FOTO, *LINKS*, VON ELDON LINSCHOTEN; *RECHTS*: DIE ERSTE VISION, BEMALTES FENSTERGLAS, GEMEINDE BUTLER 17, SALT LAKE CITY

GEWISSHEIT IN FRÜHERER ZEIT

Petrus war sich nicht im geringsten unsicher, als der Herr ihn fragte:

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?

Simon Petrus antwortete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Matthäus 16:15,16).

Petrus zweifelte auch überhaupt nicht, als der Herr die Menschen in Kafarnaum belehrte und sich selbst als das Brot des Lebens bezeichnete. Über diejenigen, die seine Lehre nicht annehmen wollten, steht in der Schrift: „Daraufhin zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm.

Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch ihr weggehen?

Simon Petrus antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“ (Johannes 6:66–69.)

Hätten die Apostel nach dem Tod Christi weitergemacht, hätten sie seine Lehre verkündigt und sogar unter schlimmsten Qualen ihr Leben gegeben, wenn sie sich nicht sicher gewesen wären, für wen sie eintraten und wessen Lehre sie verkündigten? Auch Paulus mangelte es nicht an Gewißheit, nachdem er auf dem Weg nach Damaskus, wo er die Christen verfolgen wollte, ein Licht gesehen und eine Stimme gehört hatte. In den folgenden drei Jahrzehnten widmete er seine Zeit, seine Kraft, sein Leben der Verbreitung des Evangeliums vom auferstandenen Herrn. Ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit oder Sicherheit reiste er durch den damals bekannten Teil der Welt und verkündete: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Römer 8:38,39).

Als Paulus in Rom hingerichtet wurde, besiegelte er mit dem Tod seine Überzeugung, daß Jesus Christus wahrhaftig der Sohn Gottes war.

So war es damals auch mit tausenden und abertausenden von Christen, die sich eher gefangennehmen, foltern und hinrichten ließen, als daß sie ihr Bekenntnis zu Leben und Auferstehung des Sohnes Gottes widerrufen hätten.

Hätte die Reformation jemals stattgefunden, wenn nicht große Männer wie Luther, Hus, Zwingli und ihresgleichen von einer unerschütterlichen Gewißheit getrieben worden wären?

GEWISSHEIT HEUTE

So wie damals ist es auch heute. Ohne Gewißheit unter den Gläubigen wird eine Religion schlaff und kraftlos. Ihr fehlt jene treibenden Kraft, durch die sie ihren Einflußbereich erweitern und durch die Männer und Frauen sich mit Herz und Sinn von ihr angezogen fühlen. Über Theologie kann man streiten, aber das persönliche Zeugnis eines Menschen und seine damit verbundenen Taten sind unwiderlegbar. Diese Evangeliumszeit, an deren Segnungen wir teilhaben, begann mit einer herrlichen Kundgebung, in der Gott Vater und Gott Sohn dem jungen Joseph Smith erschienen. Der Junge erzählte einem der Prediger in seinem Heimatort von diesem Erlebnis, doch der nahm diesen Bericht mit großer Verachtung auf. „Er sagte, das sei alles vom Teufel, so etwas wie Visionen oder Offenbarungen gebe es in unseren Tagen nicht mehr.“ (Joseph Smith – Lebensgeschichte 1:21.)

Andere schlossen sich gegen Joseph Smith zusammen. Er wurde heftig verfolgt. Beachten Sie jedoch seine Worte: „Ich hatte tatsächlich ein Licht gesehen, und mitten in dem Licht hatte ich zwei Gestalten gesehen, und sie hatten wirklich zu mir gesprochen. Und wenn man mich auch haßte und verfolgte, weil ich sagte, ich hätte eine Vision gehabt, so war es

Petrus hatte nicht den geringsten Zweifel, als er dem Herrn erklärte: „Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“



LIEBST DU MICH?, GEMÄLDE VON DAVID LINDSLEY; SZENE AUS DEM LEBEN DER PIONIERE VON HAROLD I. HOPKINSON

doch wahr. Und während man mich verfolgte und schmähte und mich auf alle mögliche Weise böse verleumdete, weil ich das sagte, mußte ich mich fragen: ‚Wieso verfolgen sie mich, wo ich doch die Wahrheit sage? Ich habe tatsächlich eine Vision gehabt; und wer bin ich, daß ich Gott widerstehen könnte? Oder glaubt die Welt etwa, sie könne mich dazu bringen, daß ich verleugne, was ich tatsächlich gesehen habe?' Denn ich hatte eine Vision gesehen, das wußte ich; und ich wußte auch, daß Gott es wußte; ich konnte es nicht leugnen und wagte es auch gar nicht." (Vers 25.)

In diesen Worten ist von mangelnder Gewißheit nichts zu bemerken. Sein Erlebnis war für ihn so wirklich wie die Wärme der Mittagssonne. Seine Überzeugung wich und wankte nicht. Lesen wir doch das Zeugnis, das er später vom auferstandenen Herrn gibt:

„Und nun, nach den vielen Zeugnissen, die von ihm gegeben worden sind, ist dies, als letztes von allen, das Zeugnis, das wir geben, nämlich: Er lebt!

Denn wir haben ihn gesehen, ja, zur rechten Hand Gottes; und wir haben eine Stimme Zeugnis geben hören, daß er der Einziggezeugte des Vaters ist;

daß von ihm und durch ihn und aus ihm die Welten sind und erschaffen worden sind und daß ihre Bewohner für Gott gezeugte Söhne und Töchter sind." (LuB 76:22–24.)

So überzeugt war er von dem Werk, das ihm aufgetragen war, so sicher der göttlichen Berufung, daß er sie höher

Immer wieder verließen die ersten Heiligen aufgrund ihres Glaubens, der Teil ihres Lebens geworden war, ihr bequemes Zuhause.

schätzte als das Leben. Er wußte genau, daß er sterben würde, und doch überließ er sich den Händen derer, die ihn schutzlos seinen Mördern preisgeben würden. Er besiegelte das Zeugnis mit seinem Blut.

Und so war es auch mit seinen Anhängern. Nirgendwo in ihrem Leben und ihren Taten findet man auch nur den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß die Gewißheit der Feind der Religion sei. Immer wieder verließen sie ihr gemütliches Zuhause, zuerst in New York, dann in Ohio und Missouri, später in Illinois; selbst vom Tal des Großen Salzsees zogen viele weiter, um große Gebiete im Westens Amerikas zu besiedeln. Warum? Weil sie an das Werk glaubten, von dem sie ein Teil waren.

Auf dem langen, mühseligen Weg starben viele an Krankheiten, den Unbilden des Wetters oder den brutalen Angriffen ihrer Feinde. Rund 6000 von ihnen liegen zwischen dem Missouri und dem Tal des Großen Salzsees begraben. Ihre Liebe zur Wahrheit war ihnen mehr wert als selbst das Leben.

Heute ist es auch nicht anders. Vor Jahren habe ich einmal mitgeschrieben, was Präsident David O. McKay in kleinem Kreis gesagt hat:

„So sicher, wie Sie wissen, daß auf das Heute ein Morgen folgt, so unerschütterlich ist meine Gewißheit, daß Jesus Christus der Erretter der Menschheit ist, das Licht, das die Dunkelheit der Welt durchdringen wird, und zwar durch das Evangelium, das durch Offenbarung an den Propheten Joseph Smith wiederhergestellt wurde."

Präsident Spencer W. Kimball sagte: „Ich weiß, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist und daß er für die Sünden der Welt gekreuzigt wurde.

Er ist mein Freund, mein Erretter, mein Herr, mein Gott" (*Ensign*, November 1978, Seite 73).

GEWISSHEIT VON DER WAHRHEIT DIESES WERKES

Diese Art von Gewißheit hat die Kirche immer vorangetrieben, selbst wenn die Mitglieder verfolgt oder verlacht wurden, selbst wenn sie ihren Besitz aufgeben und ihre Familie verlassen mußten, um in fernen Landen die Botschaft des Evangeliums zu verkündigen. Diese Überzeugung motiviert auch uns heute, so wie es schon immer war. Der Glaube im Herzen von Millionen – der Glaube daran, daß dieses Werk wahr ist, daß Gott unser ewiger Vater und Jesus der Messias ist – dieser Glaube muß in unserem Leben stets die treibende Kraft sein.

Heute haben wir etwa 47000 Missionare in aller Welt, die ihre Familien insgesamt Millionen kosten. Warum tun sie das? Weil sie von der Wahrheit dieses Werkes überzeugt sind. Wir haben nun schon bald zehn Millionen Mitglieder. Woher kommt dieses erstaunliche Wachstum?

Es kommt daher, daß alljährlich im Herzen von Hunderttausenden von Bekehrten, die durch die Macht des Heiligen Geistes berührt worden sind, die Gewißheit wächst. Wir haben ein sehr effektives und gut funktionierendes Wohlfahrtsprogramm. Wer es sieht, staunt darüber. Es funktioniert aber nur, weil die Menschen, die dabei mitmachen, Glauben haben.

Weil die Kirche so sehr wächst, müssen neue Gemeindehäuser gebaut werden, und zwar viele hundert. Das kostet Geld. Aber die Mitglieder spenden, um das alles möglich zu machen, und sie tun es, weil sie von der Wahrheit dieses Werkes überzeugt sind.

DURCH DEN GEIST IST DAS ERGEBNIS SICHER, UND DAS ZEUGNIS IST FEST

Das Wunderbare daran ist, daß jeder, der die Wahrheit wissen will, diese Gewißheit erlangen kann. Der Herr hat uns selbst den Weg gewiesen, als er sagte: „Wer bereit ist, den Willen Gottes zu tun, wird erkennen, ob diese Lehre von Gott stammt oder ob ich in meinem eigenen Namen spreche" (Johannes 7:17).

Dazu muß man das Wort des Herrn studieren. Man muß beten und sich an die Quelle aller Wahrheit wenden. Man muß nach dem Evangelium leben, also sozusagen ein Experiment damit machen, daß man die Lehren befolgt. Aus eigener Erfahrung kann ich ohne Zögern verheißen: Aus alldem kommt durch die Macht des Heiligen Geistes die Gewißheit, das Zeugnis, das sichere Wissen.

Die Menschen in der Welt, zumindest viele unter ihnen, scheinen das nicht glauben zu können. Ihnen ist nicht klar, daß das, was von Gott ist, nur durch den Geist Gottes verstanden werden kann. Bemühung muß sein. Demut muß sein. Beten muß sein. Das Ergebnis jedoch ist sicher, und das Zeugnis ist fest.

Würden die Mitglieder je ihre persönliche Gewißheit verlieren, so würde die Kirche ebenso schwinden, wie es so vielen anderen ergangen ist. Doch davor habe ich keine Angst. Ich bin mir sicher, daß es immer mehr Menschen geben wird, die sich der Kirche anschließen, nach der persönlichen Überzeugung trachten und sie erlangen – der Überzeugung, die wir Zeugnis nennen, die durch die Macht des Heiligen Geistes kommt und auch den Stürmen der Anfechtung widersteht.

Auf all jene, die unschlüssig sind, die Ausflüchte gebrauchen, die sich mehrdeutiger Ausdrücke bedienen, wenn sie über das sprechen, was von Gott ist, treffen die folgenden Worte aus dem Buch der Offenbarung zu:

„Ich kenne deine Werke. Du bist weder kalt noch heiß. Wärest du doch kalt oder heiß!

Weil du aber lau bist, weder heiß noch kalt, will ich dich aus meinem Mund ausspeien" (Offenbarung 3:15,16).

Brüder und Schwestern, ich rufe auf Sie den Segen des Herrn herab, und ich gebe Ihnen voll sicherer Gewißheit Zeugnis von der Wahrheit. Ich weiß, daß Gott, unser ewiger



Vater, lebt. Ich weiß es. Ich weiß, daß Jesus der Messias ist, der Erretter und Erlöser der Menschen, der Urheber unserer Errettung. Ich weiß, daß dieses Werk, von dem wir ein Teil sind, das Werk Gottes ist. Dies ist die Kirche Jesu Christi. In ihr haben wir großartige Gelegenheiten zum Dienen, und unser Glaube an sie ist fest und sicher. ☐

Es gibt heute etwa 47000 Missionare, deren Familien zusammengerechnet Millionen aufbringen. Warum tun sie das? Weil sie von der Wahrheit dieses Werkes überzeugt sind.

HILFEN FÜR DAS GESPRÄCH

1. Gewißheit ist Überzeugung. Sie ist die Macht des Glaubens, die sich dem Wissen nähert, ja, die schließlich selbst zu Wissen wird.
2. Der Glaube ist seit jeher die Grundlage jeden religiösen Brauchs und Handelns.
3. Nach dem Tod des Herrn führten die Apostel sein Werk fort und gaben sogar ihr Leben dafür, weil sie ein festes Zeugnis hatten.
4. Der Prophet Joseph Smith und die Mitglieder jener Zeit verließen immer wieder ihr gemütliches Zuhause, um die Kirche aufzubauen, und das alles, weil sie von diesem Werk überzeugt waren.
5. Jeder, der die Wahrheit wissen will, kann die Gewißheit erlangen, denn Jesus selbst hat gesagt: „Wer bereit ist, den Willen Gottes zu tun, wird erkennen, ob diese Lehre von Gott stammt" (Johannes 7:17).

PRÄSIDENT THOMAS S. MONSON

Francis M. Gibbons

Als Gladys Monson am Sonntag, den 21. August 1927, im St.-Mark's-Krankenhaus in Salt Lake City ihren ersten Sohn zur Welt gebracht hatte, erzählte ihr G. Spencer Monson, ihr Mann, daß die Gemeinde an diesem Tag einen neuen Bischof bekommen hatte. Die junge Mutter sagte darauf: „Ich habe hier einen neuen Bischof für *dich*." Das war ein geradezu prophetisches Wort. Der Sohn, Thomas Spencer Monson (so genannt nach seinem Vater und dem Großvater mütterlicherseits, Thomas Sharp Condie), wurde am 7. Mai 1950 Bischof eben dieser Gemeinde. Der junge Mann war damals noch keine 23 Jahre alt und möglicherweise der jüngste Bischof der Kirche. Die Gemeinde zählte über tausend Mitglieder, darunter 85 Witwen, und hatte von allen Gemeinden der Kirche die größte Laste im Bereich Wohlfahrt zu tragen.



Oben: **Thomas Monson als Junge.**
Rechts: **Ein Portrait Präsident Thomas S. Monsons aus dem Frühjahr 1995.**

Niemand brauchte sich zu fragen, ob der junge Bischof dieser enormen Verwaltungsaufgabe gerecht werden könne. Thomas Monson war zwar jung, aber keineswegs ein Anfänger. Er hatte bereits als Ratgeber in der Bischofschaft gedient, war in der Marine der Vereinigten Staaten gewesen und hatte einen ausgezeichneten Abschluß an der University of Utah gemacht. Dazu war er bei der Zeitschrift *Deseret News* Leiter der Anzeigenabteilung und seit kurzem mit der jungen und schönen Frances Beverly Johnson verheiratet.

Gleich nach seiner Einsetzung machte sich Bischof Monson mit der ihm eigenen Begeisterung an die Arbeit. Er brachte in der Gemeinde eine Erneuerung zustande. Das altmodische Gemeindehaus wurde auf Hochglanz gebracht, die Jugendorganisationen bekamen neuen Schwung, die Anwesenheit in der Abendmahlsversammlung stieg deutlich an, den Bedürftigen wurde geholfen und die Witwen wurden liebevoll betreut. Bischof Monsons Sorge für die Witwen war wohl das Hauptmerkmal seines Dienstes. So besuchte er beispielsweise zu Weihnachten persönlich jede einzelne Witwe, brachte ihr ein Geschenk und hinterließ seinen Segen. Über die Jahre hat er sich dies zur Gewohnheit gemacht. Anfangs nahm er sich dazu eine Woche Urlaub. Heute leben nur noch sechs dieser Witwen, doch sie können sich immer noch auf seinen Besuch zu Weihnachten freuen.

Solche Leistungen blieben nicht unbemerkt. Anläßlich der Pfahlkonferenz des Pfahles Temple View im Juni 1955 wurde Bischof Thomas S. Monson von Präsident Joseph Fielding Smith als Zweiter Ratgeber des Pfahlpräsidenten Percy K. Fetzer vorgeschlagen. Präsident Smith sagte damals: „Bischof Monson weiß noch nichts von dieser Berufung, aber wenn er sie annehmen möchte, würden wir jetzt

FOTO VON DON BUSATH

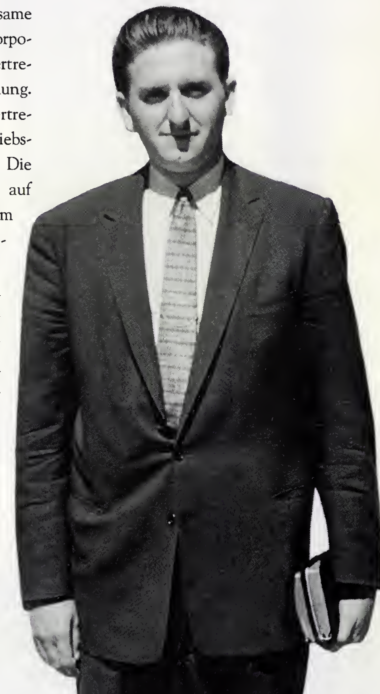




Links: Die Jugendfreunde Jack Hepworth, Glen Bosen und Tom Monson (von links nach rechts). *Rechts:* Die Familie Monson in den späten sechziger Jahren. Im Uhrzeigersinn von links oben: Thomas L., Ann, Elder Monson, Frances J. Monson und Clark S. *Ganz rechts:* Elder Monson (im dunklen Anzug) 1965 zu Besuch in der Tonga-Mission. Rechts neben ihm der Missionspräsident, Patrick Dalton, und links dessen Frau. *Unten:* Ein Foto aus dem Jahre 1955, als Präsident Monson Ratgeber in der Pfahlpräsidentschaft des Pfahls Temple View war.

gern von ihm hören." Bruder Monson war völlig unvorbereitet und mußte sich rasch etwas einfallen lassen. Er stand am Rednerpult hielt er kurz inne und begann dann mit dem Text eines Liedes, das in der Versammlung gesungen worden war und in dem es um das Befolgen des Wortes der Weisheit ging: „Hab Mut, mein Sohn, sag nein." Daraus leitete er dann sein Thema ab: „Hab Mut, mein Sohn, sag ja." Dieser Gedanke kommt in seinem Leben immer wieder zum Ausdruck. Als Ratgeber in der Pfahlpräsidentschaft war er unter anderem für die Jugendprogramme verantwortlich. Als Bischof und als Ratgeber in der Pfahlpräsidentschaft war ihm schon immer ganz besonders an den Pfadfindern gelegen, in deren amerikanischer Organisation, den Boy Scouts of America (BSA), er bis heute eine führende Rolle innehat. Er ist zur Zeit das dienstälteste Mitglied im Nationalausschuß der BSA. Der Silberne Biber und der Silberne Büffel wurden ihm verliehen, ebenso der Bronzene Wolf, die höchste Auszeichnung im internationalen Pfadfinderwesen. Thomas S. Monson wurde als Ratgeber in der Pfahlpräsidentschaft ehrenvoll entlassen, als er und seine Frau mit den beiden Kindern, Tom und Ann, nach Holladay übersiedelten.

Präsident Monson war inzwischen auch beruflich vorangekommen. Als die beiden Zeitungen *Deseret News* und *Salt Lake Tribune* eine gemeinsame Firma, die Newspaper Agency Corporation, gründeten, wurde er stellvertretender Leiter der Anzeigenabteilung. Kurz darauf wurde er zum stellvertretenden Geschäftsführer und Vertriebsleiter der Deseret Press ernannt. Die Firma stellte damals gerade auf Offsetdruck um und gab vor allem Telefonbücher, mehrfarbige Magazine, Gewerbezeitschriften, Kataloge, gebundene Sammelausgaben von Zeitschriften und verschiedene Veröffentlichungen der Kirche heraus. Thomas S. Monson engagierte sich auch in der Printing Industry of Utah, einer Vereinigung, deren Präsident er wurde. Außerdem wurde er Ausschußmitglied bei der Dachorganisation Printing Industry of America, die Kontakte mit hervorragenden Druckereien überall auf der Welt pflegte.







Im Rahmen seiner Funktion bei Deseret Press war Bruder Monson Präsident J. Reuben Clark behilflich, sein Buch *Our Lord of the Gospels* für die Veröffentlichung vorzubereiten. Über Monate kamen die beiden immer wieder in Präsident Clarks Büro zusammen. Zwischen den beiden Männern entwickelte sich eine Beziehung fast wie zwischen Vater und Sohn. Als Thomas S. Monson berufen wurde, über die Kanadische Mission zu präsidieren, machten er und seine Frau mit ihren Kindern einen Abschiedsbesuch bei Präsident Clark. Die Monsons erwarteten gerade das dritte Kind und sagten Präsident Clark, wenn es ein Junge würde, bekäme er den Namen Clark. „Und was habt ihr gegen Joshua Reuben?", schmunzelte Präsident Clark. Als der kleine Clark Spencer Monson in Toronto das Licht der Welt erblickte, schickten die Eltern Präsident Clark ein Telegramm. Der schrieb einen Brief an das Neugeborene, der zu den kostbarsten Erinnerungsstücken der Familie Monson gehört.

Präsident Spencer W. Kimball schätzte Thomas S. Monson als Mann der Tat, als jemand, der unverzüglich und energisch handelt. Er nahm die Dinge aber auch mit grenzenlosem Optimismus und voll Freude in Angriff, und das kennzeichnete seine Arbeit als Missionspräsident. Er konzentrierte sich vor allem auf die Missionare. Er kannte bald jeden mit Namen, belehrte und beriet sie häufig und machte einem jeden Mut, das Beste aus sich zu machen. Wegen dieser Anteilnahme kam es nie dazu, daß ein Missionar seine Mission vorzeitig abbrach oder ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden mußte. Unter Präsident Monsons Führung wurde kein Missionar unehrenhaft entlassen, und keiner ging vorzeitig nach Hause. Solche Führungsqualitäten wirkten sich auch auf den Erfolg der Missionare aus. In Präsident Monsons Amtszeit stieg die Zahl der Bekehrungen pro Missionar sowie die der Bekehrtentaufen insgesamt so stark an, daß die Kirche sehr schnell viele neue Versammlungshäuser bauen mußte.

Ein Höhepunkt in der Mission der Monsons war die Gründung des Pfahls Toronto, des 300. Pfahls der Kirche. Elder Mark E. Petersen bereiste damals gerade das Missionsgebiet. Elder Alma Sonne, der Elder Petersen begleitete, wollte wissen, warum die Sonntagsversammlung nicht in der großen Schulaula abgehalten werden könne, in dem auch die Samstagsversammlung stattfand. „Für die vielen Menschen, die mein Mann erwartet, würde es hier zu eng", erklärte Frances Monson. Und sie sollte recht behalten. Selbst das Odeon-Carleton-Kino konnte die mehr als 2200 Menschen kaum fassen, die damals zur Pfahlgründung erschienen. Es war die bis dahin wohl größte Versammlung von Mitgliedern der Kirche in Kanada. Die Kellnerinnen der Restaurants in der Nähe wunderten sich anfangs, daß die meisten Gäste koffeinfreie Getränk bestellten, bis sie erfuhren, daß die Mormonen sich versammelt hatten.

In Toronto lernte Präsident Monson einen bekannten kanadischen Geschäftsmann namens N. Eldon Tanner kennen. Nach der ersten Begegnung mit ihm sagte Bruder Monson daheim zu seiner Frau: „Dieser Mann wird einmal dem Kollegium der Zwölf angehören." Wie wir wissen, wurde N. Eldon Tanner sogar Mitglied der Ersten Präsidentschaft und diente der







Links oben: **Elder Howard W. Hunter, Elder Gordon B. Hinckley und Elder Thomas S. Monson vom Rat der Zwölf im Gespräch mit Präsident Spencer W. Kimball anläßlich einer Generalkonferenz.** ***Rechts oben:*** **Elder Monson als neues Mitglied des Rates der Zwölf.** ***Links:*** **In den siebziger Jahren kommt es zu einem Treffen zwischen Elder Monson, Missionspräsident Walter Kindt** ***(links),*** **und dem Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Gustav Heinemann.** ***Unten:*** **Präsident Monson züchtet als Hobby schon jahrelang Birmingham-Roller-Tauben.**

Kirche fast 20 Jahre lang als fähiger Ratgeber von vier Präsidenten. Diese erste Begegnung der beiden Männer ist auch interessant, wenn man bedenkt, daß Thomas S. Monson am 4. Oktober 1963 ins Kollegium der Zwölf berufen wurde und damit jene Stelle neu besetzte, die im Kollegium durch die Berufung von N. Eldon Tanner als Ratgeber in der Erste Präsidentschaft freigeworden war. Die beiden haben einander immer sehr geschätzt.

Nach seiner Mission wurde Thomas S. Monson sehr bald Geschäftsführer von Deseret Press. Damals investierte der Betrieb große Summen



in die erheblich schnellere Rollenoffset-Technik. Dazu mußten das gesamte technische Personal gründlich umgeschult werden. Bruder Monson war mit diesen äußerst komplizierten Änderungen befaßt und mußte sich auch erst noch an seine neue Führungsposition gewöhnen; darüber hinaus erhielt er auch Aufgaben von der Verwaltung der Kirche. Zunächst diente er unter Elder Spencer W. Kimball im Priestertums-Komitee für Missionsarbeit. Danach war er unter N. Eldon Tanner, der damals bereits dem Kollegium der Zwölf angehörte, im Priestertums-Komitee für Genealogie tätig. Später arbeitete er im Korrelationskomitee für Erwachsene mit, und schließlich unter Elder Marion G. Romney im Priestertums-Komitee für Heimlehrarbeit. In diesen Funktionen begleitete er die jeweils zuständigen Generalautoritäten auf Pfahlkonferenzen und schulte dort im Rahmen seiner Berufung die Pfahl- und Gemeindebeamten. Einmal, als er mit Elder Romney unterwegs war, sprach er stellvertretend auch über Wohlfahrt, und da kannte er sich seit der Zeit als Bischof gründlich aus.

Bis zum Oktober 1963 war Thomas S. Monson bereits den meisten Generalautoritäten persönlich bekannt; auch Präsident David O. McKay kannte ihn, denn er hatte Bruder Monsons Missions-Abschlußbericht entgegengenommen und war einmal von ihm durch die Produktionsräume der Deseret Press geführt worden. Sie alle kannten seinen Werdegang und seine reiche Erfahrung auf Gemeinde-, Pfahl- und Missionsebene sowie in der Verwaltung der Kirche. Er stand im Ruf, in jeder Aufgabe, innerhalb und außerhalb der Kirche, Hervorragendes geleistet zu haben. So war es für die Brüder keineswegs überraschend, als Präsident McKay durch Offenbarung Thomas S. Monson, damals 36 Jahre alt, zum Apostel berief. Er war übrigens der jüngste Apostel seit 1910; damals war Joseph Fielding Smith im Alter von 33 Jahren als Apostel berufen worden. Nun sprach Elder Monson auf Pfahl- und Generalkonferenzen, und die Mitglieder lernten ihn als redegewandten und überzeugenden Sprecher kennen. Er schulte und beriet auf Pfahlkonferenzen, er bereiste Missionen, und überall wurden seine Weisheit, seine Erfahrung und seine Inspiration ersichtlich.

Doch für die Mitglieder der Kirche war dieser junge Mann mehr als ein guter Redner und fähiger Führer. Die Mitglieder, die ja in der Lehre der Kirche bewandert waren, sahen in ihm einen, der bereits im vorirdischen Dasein dazu berufen worden war, ein Apostel Jesu Christi und ein Prophet, Seher und Offenbarer zu werden. Sie sahen in ihm einen jener führenden Gestalten, wie sie Abraham in einer Vision erblickt hatte (siehe Abraham 3:22, 23). Sie achteten ihn gleich hoch wie die biblischen Propheten und auch wie jene 76 Männer in der Geschichte der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, die ihm als Mitglieder des Rates der Zwölf Apostel vorangegangen waren.

Seine Angehörigen sahen allerdings noch mehr in ihm; sie hatten ja seine Entwicklung von Kindheit an bis hin zum Apostelamt miterlebt. Sie sehen ihn zwar als Apostel am Rednerpult des Tabernakels, doch denken sie auch heute noch an den kleinen Tommy Monson zurück, der als Junge in der Wohnanlage „The Terrace" in Salt Lake City so gern gesehen war. Großvater Condie hatte diese Anlage gebaut, und seine vier Töchter wohnten dort mit ihren Familien. Er besaß auch eine Hütte in Vivian Park am Fluß Provo, und dort verbrachten die Familien gemeinsam den Sommer. Präsident Monson hat in seiner Kindheit und frühen Jugend die beiden Sommermonate meistens in Vivian Park verbracht. Dort lernte er angeln, und das ist noch immer eins seiner Hobbys. Mit der Zeit stieg er von den einfachen Angelruten seiner Kindheit auf das kompliziertere Angeln mit Fliegen um. Man erzählt sich, daß er in Neuseeland einmal mit Wendell Mendenhall angeln war. Sie benutzten eine Fliege, die „Parson's Glory" hieß. Bruder Monson ist für seine Ehrlichkeit bekannt, und so müssen wir auch glauben, daß er damals Regenbogenforellen mit 5 Pfund und mehr gefangen hat.

Zu Hause stand der junge Tom Monson unter dem Einfluß seiner Eltern, die skandinavische und englische Vorfahren hatten. Sein Vater war schwedischer und englischer, seine

Mutter schottischer Abstammung. Neben anderen Tugenden lehrten Sie ihn Nächstenliebe und harte Arbeit. „The Terrace“ lag in der Nähe des Bahndamms, und so kam es des öfteren vor, daß Reisende bei ihnen anklopften und um etwas zu essen baten. Gladys Monson schickte nie einen fort. Im Gegenteil, sie lud die Leute ein, am Küchentisch Platz zu nehmen, und gab ihnen ein belegtes Brot und ein Glas Milch. Präsident Monson weiß auch noch, wie er einem einsamen Nachbarn, der liebevoll „Old Bob“ (der alte Bob) genannt wurde, oft ein warmes Mittagessen brachte. „Gott segne dich, mein Junge“, sagte der alte Mann oft mit Tränen in den Augen. „Du hast eine wunderbare Mutter.“ Solch freundliche Gesten waren kein Einzelfall, sondern Beispiele jener ständigen Hilfsbereitschaft, die das Wesen seiner Mutter kennzeichnete. Dieses Verhalten verfehlte nicht seine Wirkung auf den heranwachsenden Jungen.

So war es auch mit der unermüdlichen Sorge des Vaters für das Wohlergehen der Familie während der großen Wirtschaftskrise. G. Spencer Monson war Manager der Western Hotel Register Company, einem Druckereibetrieb, der Hotelformulare, Speisekarten usw. druckte. Schon früh begann Tom, seinem Vater bei der Arbeit zur Hand zu gehen. Zuerst half er mal da, mal dort, und später erlernte er das Druckergewerbe. Hier lernte er den Wert der Arbeit kennen und fand Zugang zu dem Beruf, den er als Erwachsener viele Jahre lang ausüben sollte. Noch heute ist er Aufsichtsratsvorsitzender der Deseret News Publishing Company.

Frances Monsons Vorfahren kamen aus Schweden, und sie ist von Natur aus ausgeglichen und freundlich. Daher fand sie damals ohne Schwierigkeiten ihren Platz in der Familie Monson. Als der junge Tom sich seinen zukünftigen Schwiegereltern vorstellte, stellte sich heraus, daß sein Großonkel Elias Monson bei der Bekehrung der Familie Johnson in Schweden eine Rolle gespielt hatte. Gerührt umarmten Franz und Hildur Johnson ihren künftigen Schwiegersohn. Für Frances war das zwar ein wenig peinlich, denn so einen herzlichen Empfang hatte sie für ihren neuen Freund nicht erwartet. Später meinten die beiden allerdings, daß das, was ihre Vorfahren miteinander verband, vielleicht mehr als bloßer Zufall gewesen sein könnte.

Die Familien, die auf „Condie’s Terrace“ lebten, waren auch Präsident Harold B. Lee gut bekannt, der zu Beginn der Wirtschaftskrise über den Pfahl Pioneer präsidierte. Besonders für Tom Monson interessierte sich Präsident Lee sehr. Unter anderem ordinierte er ihn zum Hohen Priester und setzte ihn als Ratgeber in der Bischofschaft ein. Später wandte sich Tom an Präsident Lee wegen einer Sache, die ihm Kopfzerbrechen machte. Er war Reservist bei der Marine und hatte sich sehr um die Beförderung zum Leutnant zur See bemüht, die schließlich ausgesprochen wurde. Bruder Lee gab ihm den Rat, die Beförderung nicht anzunehmen und aus der Marine auszuscheiden. Zunächst hatte Tom Einwände. Die Beförderung abzulehnen wäre kein Problem, aber sein Abschiedsgesuch würde angesichts der steigenden Spannungen im Fernen Osten möglicherweise nicht bewilligt werden. „Haben Sie mehr Glauben, Bruder Monson“, sagte Elder Lee. „Ihre Zukunft liegt nicht beim Militär.“ Tom befolgte diesen Rat und war einer der letzten, die vor dem Ausbruch des Koreakriegs noch entlassen wurden. Elder Monson schätzte Harold B. Lee so sehr, daß er seinen ersten Sohn Thomas Lee Monson nannte.

Interessanterweise führte der erste Auftrag als Apostel Elder Monson gemeinsam mit Elder Harold B. Lee nach Edmonton in Kanada. Glen L. Rudd, vom Priestertums-Komitee für Wohlfahrt war auch dabei. Bruder Rudd war früher Bischof im Pfahl Pioneer gewesen, und die drei kannten sich daher gut.

Elder Monson arbeitete als Apostel eng mit Harold B. Lee in Fragen der Korrelation zusammen. Obwohl er dem Kollegium der Zwölf noch nicht lange angehörte, wurde er Vorsitzender des Korrelationskomitees für Erwachsene, das für alle Programme und Unterrichtsleitfäden der erwachsenen Mitglieder zuständig war. Er wurde auch Vorsitzender des Führerschaftskomitees; dieses Komitee schulte alle Generalautoritäten in den Programmen der Kirche, über die auf den Pfahlkonferenzen gesprochen werden sollte.





***Oben:* Die Erste Präsidentschaft anläßlich der Weihung des Denver-Tempels. Von links nach rechts: Gordon B. Hinckley, Erster Ratgeber; Präsident Ezra Taft Benson; Thomas S. Monson, Zweiter Ratgeber.**
***Rechts oben:* Präsident Monson mit seiner Frau 1991 bei der Parade „Days of '47" im Jahre 1991.**

Später war Elder Monson Vorsitzender des Missionars-Führungskomitees und des Wohlfahrts-Führungskomitees der Kirche. Sein Mitgefühl für die Bedürftigen macht nicht bei den Mitgliedern der Kirche halt. Er war einer derjenigen, die sich dafür einsetzten, daß sich die Kirche finanziell an der Volksküche von St. Vincent de Paul sowie am Bau eines Obdachlosenheims in Salt Lake City beteiligte. Der katholische Gemeindedienst ehrte ihn vor kurzem für seine ökumenische Fürsorge für Menschen aller Glaubensrichtungen. Außerdem war Bruder Monson als Apostel nacheinander für die Missionen an der Westküste der Vereinigten Staaten, im Südpazifik und in Europa zuständig. Europa besuchte er im Lauf von 20 Jahren immer wieder. Er war maßgeblich an den Vorbereitungen für die Errichtung des Tempels in Freiberg in der (damals noch existierenden) Deutschen Demokratischen Republik beteiligt. 1985 wurde dieser Tempel geweiht. Vier Jahre später, nachdem Präsident Monson auf höchster Ebene Kontakte geknüpft hatte, gestattete die ostdeutsche Regierung erstmals seit 50 Jahren wieder die Einreise von Missionaren unserer Kirche. Auch durften Mitglieder aus Ostdeutschland nun ins Ausland auf Mission gehen. Was im Zusammenhang mit diesen Meilensteinen der Geschichte geschah, zeigt, daß sie erst durch das Wirken Gottes möglich gemacht wurden.

In allen seinen Aufgaben zeigt Präsident Monson ein außergewöhnliches geistiges Einfühlungsvermögen. Er hat gelernt, auf Eingebungen des Geistes sofort und ohne Vorbehalt zu reagieren. Als er einmal einigen Priestertumsführern die Hand schüttelte, „wußte" er bereits von einem bestimmten Bischof, daß er der neue Patriarch werden würde. Immer wieder hatte er solche Erlebnisse, die eine Verheißung aus seinem Patriarchalischen Segen bestätigen, daß er nämlich den „Geist des Erkennens" haben werde. Solche Eingebungen hat er allerdings nicht nur, wenn es darum geht, neue Führer in der Kirche zu berufen. Er empfängt diese Inspiration auch oft, wenn er jemanden berät, ein Telefongespräch führt oder über persönliche Entscheidungen nachdenkt. Es ist eine geistige Gabe, die ihm in überreichem Maß zuteil wurde.

Seit 32 Jahren hat Präsident Monson die Mitglieder der Kirche mit seinen Ansprachen bei Generalkonferenzen inspiriert, belehrt und unterhalten. Am bedeutsamsten sind davon wohl jene Ansprachen und Artikel, in denen er als besonderer Zeuge Zeugnis gibt. Er sagt: „Ich bezeuge, daß Gott lebt, daß Jesus der Messias ist, unsere ältester Bruder, unser Fürsprecher beim Vater, unser Herr und Erretter, unser Erlöser. Ich weiß, er lebt, und ich gebe Ihnen feierlich Zeugnis davon. Mögen Sie ebenfalls dieses Zeugnis im Herzen tragen, so daß es Sie während dieses Erdenlebens zu führen und sie sicher in die ewigen Welten unseres himmlischen Vaters zurückzubringen vermag." □



Präsident James E. Faust

Elder Neal A. Maxwell
vom Kollegium der Zwölf Apostel



James E. Faust wurde am 31. Juli 1920 geboren. Schon als Junge war er ehrlich und mitfühlend. Diese Charakterzüge zeigten sich immer wieder in seinem Dienst an den Mitmenschen.

Um Präsident James E. Faust richtig zu verstehen, muß man wissen, welche Grundsätze sein Leben beherrschen und an welcher Stelle die Familie bei ihm steht. Seine Frau, Ruth, erzählt zwei Begebenheiten, die darüber Aufschluß geben.

Die erste Begebenheit trug sich zu, als er 1972 als Generalautorität berufen wurde. „Wir hatten einen besonderen Familienabend mit allen unseren Kindern und dem einzigen Enkelkind, das wir damals hatten. Jim wandte sich an jeden persönlich und sagte ihm, wie einzigartig und wie besonders er bzw. sie als Mensch sei. Dann gab er seine neue Berufung bekannt und betonte, daß er keine gute Generalautorität sein könne, ohne auch ein guter Vater zu sein. ‚Aus der Berufung als Vater und Großvater werde ich nämlich nie entlassen.'"

Die zweite Begebenheit gleicht der ersten; als Präsident Faust in die Erste Präsidentschaft berufen wurde, hielt man wieder so einen Familienabend ab; im Jahre 1995 waren allerdings schon 22 Enkelkinder da. Am Schluß sagte Präsident Faust wieder einem jeden, wie wichtig er bzw. sie ihm sei und daß er als Mitglied der Ersten Präsidentschaft keinen Erfolg haben könne, ohne auch ein guter Vater zu sein. Schwester Faust erzählt: „So war er schon immer. Seine Familie und die Angehörigen standen für ihn immer an erster Stelle!"

Diese festen Prioritäten werden von absoluter Redlichkeit begleitet. Wie wichtig Redlichkeit ist, wurde dem jungen Jim Faust und den anderen Priestern von ihrem Bischof T. C. Stayner immer wieder eingeprägt: „Seid ehrlich und haltet euer Wort!" Präsident James E. Faust hat sich in den unterschiedlichsten Situationen immer an diesen Rat gehalten, so daß er seit je her für seine Redlichkeit sowohl im Privatleben als auch in der Öffentlichkeit zu Recht bekannt ist. Wer Präsident Faust kennt, weiß, daß er sich keinem Druck beugt, daß er jedoch durch Grundsätze zu überzeugen ist. Sein Sohn Robert spricht für alle Geschwister, wenn er sagt, daß sein Vater nach dem Motto „Sei dir selber treu" lebt. Bei so mancher Gelegenheit hat sein Vater ihm gesagt: „Das Wichtigste ist dein guter Name und dein guter Ruf."

Diese Redlichkeit ist gepaart mit Können, und so wurde Elder Faust auch von seinen Kollegen für die Amtsperiode 1962/63 zum Präsidenten der Rechtsanwaltskammer von Utah (der *Utah State Bar Association*) gewählt. Auch seine Gepflogenheiten als Rechtsanwalt waren geprägt durch Redlichkeit und Können, weswegen er von seinen Klienten, darunter auch der örtlichen katholischen Kirchen-

FOTO VON JED CLARK



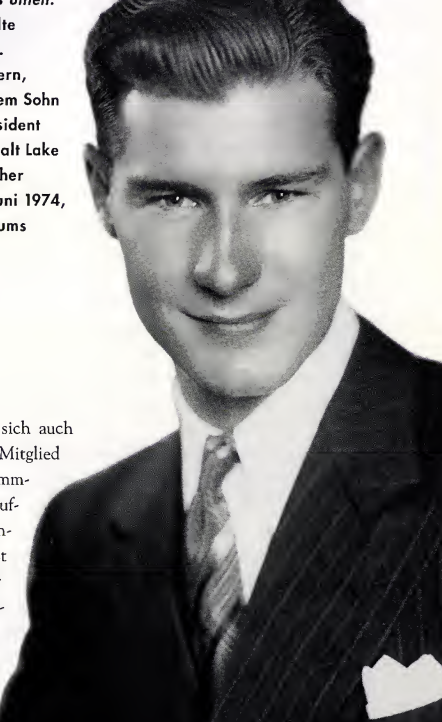


FOTO VON HOWARD MOORE, MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DER *DESERET NEWS*





Links oben: **Während seiner Dienstzeit bei der amerikanischen Luftwaffe heiratete James am 21. April 1943 Ruth Wright im Salt-Lake-Tempel.** ***Rechts unten:*** **Vor dem Militärdienst erfüllte er eine Mission in Brasilien.** ***Rechts oben:*** **Mit seinen Eltern, George und Amy, und seinem Sohn James.** ***Links:*** **1956 als Präsident des Pfahls Cottonwood in Salt Lake City.** ***Links unten:*** **Als Sprecher auf einer GFV-Tagung im Juni 1974, als er Assistent des Kollegiums der Zwölf war.**



gemeinde, hoch geschätzt wurde. Im Sommer 1995 verlieh ihm die Rechtsanwaltskammer eine Auszeichnung für seine früheren Verdienste. Diese verdiente Auszeichnung würde vor allem seinem Vater, dem Richter George Faust, Freude bereitet haben.

Präsident Faust achtet von Natur aus alle Menschen, die im öffentlichen Dienst stehen. Dies zeigte sich auch während seiner Zeit als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung des Staates Utah. Aufgrund seiner reichen Erfahrung im öffentlichen Dienst war kaum jemand geeigneter als Präsident Faust, um jahrelang dem Komitee für

Öffentlichkeitsarbeit der Kirche vorzustehen.

Es nimmt nicht wunder, daß die führenden Brüder Vertrauen in James Faust setzten, und das schon lange, bevor er als Apostel berufen wurde.

Präsident Fausts Redlichkeit und Können brachte auch andere dazu, sich seines Rates zu vergewissern. So wurde er in den sechziger Jahren in ein Komitee der Legislative des Staates Utah gewählt, das Studien im Hinblick auf spätere Reformen bewerten sollte, und später in das erweiterte Gremium, das entsprechende Änderungen in der Verfassung des Bundesstaates auf den Weg brachte.

Präsident Faust ist aber auch ein äußerst feinfühlender und loyaler Mensch. Margaret Bury, die viele Jahre lang seine Sekretärin war, sagt von ihm: „Er ist zu jedem freundlich, ob es der Richter oder der Hausmeister ist."

Sein Sohn Marcus sagt: „Von ihm habe ich gelernt, was Loyalität ist. Mein Vater hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sich kurz hintereinander bei zwei Friseuren anzumelden. Der erste war der Friseur meines Großvaters, der dessen Kamerad im Ersten Weltkrieg gewesen war. Er war allerdings so alt, daß er nicht mehr gut sah und seine Hände zitterten. Der zweite Termin war dann bei einem anderen Friseur, der ihm die Haare wieder zurechtstutzte." Da versteht man, daß Marcus von ihm sagt: „Mein Vater ist sehr sanft, er kann in schwierigen Situationen so handeln, daß sich keiner vor den Kopf gestoßen fühlt. Er kann, wie man so sagt, ‚auf nassem Beton gehen, ohne Spuren zu hinterlassen'".

Obwohl für sein sanftes und liebevolles Wesen bekannt, kann Präsident Faust aber auch nötigenfalls ganz ungeschminkt sagen, was gesagt werden muß. Es ist Ausdruck seiner Freundschaft, wenn er einem Freund sagt, was dieser hören muß.

Präsident Thomas S. Monson schreibt: „James E. Faust und ich haben jahrelang zusammengearbeitet, sei es in Komitees der Kirche, in denen Mitglieder der Ersten Präsidentschaft und des Kollegiums der Zwölf vertreten waren, aber auch innerhalb des Kollegiums der Zwölf sowie im Vorstand der Deseret News Publishing Company. Er ist ein Mensch, der klar sieht, er hat einen scharfen Verstand und hervorragende Führungseigenschaften. Er ist ein guter Zuhörer und weise in seinen Entscheidungen. Sein Zeugnis ist unerschütterlich."

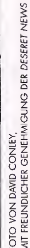
Präsident Faust hat zwar viel Zeit damit verbracht, in einer Gruppe tätig zu sein, doch weiß er auch, wie es ist, wenn man auf sich allein gestellt ist. Auch dann zeigen sich seine Redlichkeit und seine Loyalität. Während des Zweiten Weltkrieges war er das einzige Mitglied der Kirche auf einem Frachter im Südpazifik; das Schiff schleppte 83 Tage lang ein noch größeres Schiff zum Hafen. Jeden Sonntag hielt er ganz allein Gottesdienst. Er suchte sich einen abgelegenen Platz, wo er aus einem kleinen Taschengesangbuch Lieder singen, in den Schriften lesen, nachsinnen und beten konnte. Oft war der einzige geeignete Platz vorn, am Bug des Schiffes, wo das Rauschen der Wellen sein Singen übertönte. Diese unwandelbare geistige Einstellung ist natürlich auf die Erziehung zurückzuführen, die ihm seine Eltern, George A. und Amy Finlinson Faust, mitgegeben hatten.

Als Präsident Faust seine erste Ansprache als Generalautorität hielt, hörte seine verwitwete Mutter der Fernsehübertragung zu. Sie weinte vor Freude über die Berufung, die ihrem Sohn zuteil geworden war. Doch nicht nur seine Eltern hatten ihn gut erzogen, sondern er wurde auch geprägt durch die Großeltern, die sich der Kirche angeschlossen hatten und bereits unter den Pionieren waren. Großmutter Faust erzählte ihm beispielsweise, wie sie im Tabernakel Brigham Young hatte sprechen hören. Und sein Urgroßvater, ein junger Einwanderer aus Deutschland, war noch etliche Jahre früher auf der Suche nach Gold in Kalifornien durch Utah gekommen und hatte dort in Fillmore ein Mädchen kennengelernt. Zu ihr fühlte er sich so hingezogen, daß er nur soviel Gold suchte, um einen Ehering kaufen zu können, und dann zurückkehrte, sie heiratete und sich später der Kirche anschloß!

Die Liebe zum Buch Mormon hat er von seiner Mutter. Ihr Buch Mormon war, so erzählt Präsident Faust, „verschlissen. Fast auf jeder Seite waren Stellen unterstrichen, trotz liebevollster Behandlung gab es Seiten mit Eselsohren, und der Einband war abgenutzt. Ihr mußte niemand erklären, daß man durch das Buch Mormon näher zu Gott kommen würde als durch jedes andere Buch. Sie war ja schon dort" (*Ensign*, November 1983, Seite 9). In den Versammlungen im

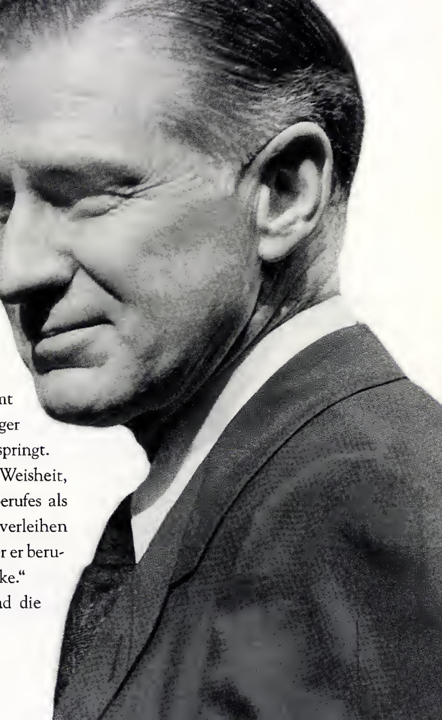








Links oben: **Beim ersten Spatenstich für den São-Paulo-Tempel im Jahre 1976.** ***Rechts oben:*** **Elder Faust und seine Frau mit den ersten Missionaren in Nigeria, Janath and Edwin Q. Cannon jun. (links) und Rachel und Rendell N. Mabey (rechts).** ***Rechts unten:*** **Auf einer Generalkonferenz im Jahre 1974.** ***Oben:*** **Während der Bauarbeiten des Jerusalem-Centers der Brigham Young University arbeitete Elder Faust eng mit Elder Howard W. Hunter und Jeffrey R. Holland, dem damaligen Rektor der Brigham Young University, zusammen.**



Tempel kommt es immer wieder vor, daß Bruder Faust dieses alte Buch zur Hand nimmt, um seinen Amtsbrüdern eine besonders prägnante Stelle vorzulesen.

Präsident Gordon B. Hinckley, der Präsident Faust als Zweiten Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft berufen hat, sagt über ihn: „Präsident James E. Faust bringt für dieses Amt jene Reife mit, die langjähriger Erfahrung in der Kirche entspringt. Seine Erfahrung sowie die Weisheit, die er in Ausübung seines Berufes als Rechtsanwalt erworben hat, verleihen jener heiligen Berufung, zu der er berufen wurde, beträchtliche Stärke."

Schon von klein auf fand die

Saat des Evangeliums im Herzen von James Esdras Faust guten Nährboden. Schon mit 17 Jahren wurde er Ratgeber des Gemeinde-Sonntagsschulleiters. Mit 28 Jahren wurde er zum Bischof ordiniert. Seither ist er – was den Dienst in der Kirche anbelangt – so gut wie alles gewesen: Hoher Rat, Pfahlpräsident, Regionalrepräsentant, Assistent des Kollegiums der Zwölf, Siebziger, Apostel. Und in all diesen Berufungen bewies er immer wieder, daß ein guter Führer vor allem gut zuhören muß.

Interessanterweise hat Präsident Harold B. Lee, der Präsident Faust als Assistenten des Kollegiums der Zwölf berief, ihn seinerzeit auch zum Bischof ordiniert.

Präsident Faust spricht seine Meinung erst aus, nachdem er zugehört hat. Seine Kollegen haben oft erlebt, wie er geduldig einer Diskussion folgte, die sich bloß am Rande mit der wesentlichen Sache beschäftigte. Nach einiger Zeit meldete er sich dann zu Wort und brachte die Sache auf den Punkt. Dabei war er immer rücksichtsvoll, konnte aber gegebenenfalls auch ganz unverblümt reden.

Präsident Faust hat ein gutes Namensgedächtnis, er merkt sich vor allem Vornamen. Und er stellt niemals rhetorische Fragen. Wenn er etwas wissen will, wartet er, bis man ihm antwortet, und hört zu.

Auf der Granite High School gewann er mehrmals Auszeichnungen im Geländelauf und American Football. Danach studierte er an der University of Utah, wo er auch am Staffellauf teilnahm. Zweimal unterbrach er sein Studium: das erste Mal, als er für 33 Monate als Missionar nach Brasilien ging, und das zweite Mal, um während des Zweiten Weltkriegs in der Luftwaffe zu dienen.

Viele Erlebnisse in seinem Leben zeigen, wie der Herr ihn geschult hat. Elder Faust war noch nicht lange in Brasilien auf Mission, als er seinem zweiten Mitarbeiter, Elder William Grant Bangerter, zugeteilt wurde. Damals waren die Missionare nicht gerade von Erfolg verwöhnt. Elder Bangerter sah zu, wie Elder Faust an eine der ersten Türen klopfte. Elder Bangerter war der Meinung, daß der neue Missionar ohnehin nicht genug Portugiesisch beherrschte, um sich verständlich machen zu können. Er wandte sich sogar ab, um zu zeigen, daß dieses Gespräch nicht seine, sondern Elder Fausts Sache sei! Doch dieses Gespräch mit einer Frau führte zur Taufe von Familie Dedo-Valeixo (siehe *Ensign*, Oktober 1986, Seite 6).

1975, also viele Jahre danach, präsidierte Elder Faust über ganz Südamerika. Er wohnte in Brasilien, war aber für die Arbeit auf dem gesamten Kontinent verantwortlich. Das war nicht leicht, denn überall tauchten Probleme auf; er fand aber auch viel Freude darin, den Bau des São-Paulo-Tempels auf den Weg zu bringen und zu beaufsichtigen. Das Wachstum der Kirche in Brasilien – unter den Menschen, die er so liebt – ist für ihn stets „eine Quelle des Staunens und der Genugtuung".

Zu den „großen Seelen", die ihn beeinflußt haben, zählt an erster Stelle seine Frau, Ruth. Die beiden lernten einander an der Granite High School kennen und wurden während des Zweiten Weltkriegs im Salt-Lake-Tempel getraut, als Präsident Faust kurz Urlaub vom Militär bekam, bevor seine Einheit auf längere Zeit in den Südpazifik verlegt wurde.

Wie sehr er seiner Frau zugetan ist, kann man auch daran ermessen, daß er ihr während des Militärdienstes jeden Tag einen Brief schrieb. Diese Briefe kamen natürlich nicht einer nach dem anderen an, so daß Ruth Faust eines Tages 90 Briefe auf einmal erhielt. Ihr Arbeitgeber war so freundlich, ihr den Nachmittag freizugeben, damit sie heimgehen und alle in Ruhe lesen konnte.

Diese beispielhafte Liebe und Achtung haben sich im Lauf der Zeit noch vertieft. Seine Tochter Lisa sagt: „Für meinen Vater war es immer ein Bedürfnis zu zeigen, wie sehr er meine Mutter liebt und wie sehr er die Frauen achtet. Er war immer äußerst zuvorkommend zu ihr."

Sein Sohn James H. Faust kann das nur bestätigen: „Meine Eltern habe es sich zur Gewohnheit gemacht, ihre Schwiegertöchter und -söhne netter zu behandeln als die eigenen Kinder. ... Dadurch haben die Schwiegerkinder meine Eltern fast genau so lieb wie ihre eigenen Eltern."

Als Präsident Faust am 30. September 1978 in den Rat der Zwölf berufen wurde, zeigte sich wieder einmal, wie sehr ihm seine Frau am Herzen liegt. Die führenden Brüder begrüßten ihn auf dem Podium und wünschten ihm alles Gute, doch war seine erste Frage: „Wo ist meine Frau?" Auch heute sucht er, wenn er auf

der Generalkonferenz gesprochen hat, immer den Blick seiner Frau, die ihm dann lächelnd zunickt.

Einmal stellte ihm Elder Boyd K. Packer die Frage: „Wo wärst du heute ohne deine Frau?" Und weil Präsident Faust schon immer ein ausgesprochen guter Zuhörer war, machte er sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden Gedanken darüber, „was aus mir ohne den liebevollen Einfluß und die Unterstützung von Ruth Wright geworden wäre. Allein der Gedanke, wie mein Leben wohl ohne meine Frau geworden wäre, hat mich doch ein wenig erschreckt." (*Ensign*, Juli 1981, Seite 35).

Seine Tochter Jana sagt, daß sie an ihrem Vater neben der „ihm eigenen Weisheit" vor allem „seine große Liebe und Zuneigung zu meiner Mutter" schätzt.

Da Präsident Faust so mitfühlend ist, erkundigt er sich häufig eingehend nach den Angehörigen der führenden Brüder.

Präsident Faust erwies sich zwar in allen seinen Ämtern als starke Persönlichkeit, doch diejenigen, die im Laufe der Zeit mit ihm zusammengearbeitet haben, stellen fest, daß er seinen hohen und heiligen Berufungen stets noch mehr Ehre machte. Und so wurde ihm sein Tun nicht nur um seinetwillen geweiht, sondern auch um des Werkes des Herrn willen (siehe 2 Nephi 32:9).

Präsident Faust kann auch aus schwierigen Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Er erzählt, wie er sich als kleiner Junge um ein Lamm kümmerte, das ihm sein Vater anvertraut hatte. Nur eines Nachts war er nachlässig. Da starb das Tier in einem schrecklichen Sturm. Der Vater, der im Ersten Weltkrieg von einem Schrapnell verwundet worden war, wies ihn mit den Worten zurecht: „Mein Sohn, konnte ich dir nicht einmal ein einziges Lamm anvertrauen?" (*Der Stern*, Juli 1995, Seite 42.) Die Verantwortung, die ein Hirte trägt, hat sich Präsident Faust tief eingeprägt. Er ist ein außergewöhnlich pflichtbewußter Hirte, und besonders die alleinstehenden Erwachsenen liegen ihm am Herzen.

Die Kirche hat ihn geprägt, und dieses reiche Erbe trägt er in viele Teile der Welt, in denen die Kirche, wie er sagt, „in den Geburtswehen" liegt. Er läßt aber nicht nur die anderen Menschen an seinem Erbe teilhaben, sondern er gewinnt auch aus dem, was er in fremden Ländern erlebt. So war es auch während des Zweiten Weltkriegs in Ghana. Bruder Faust war unter einem Moskitonetz schon fast eingeschlafen, als sich ihm ein Mann aus Ghana näherte, der nach der Geldbörse des Amerikaners zu suchen schien. Doch dann stellte sich heraus, daß der freundliche Bedienstete Bruder Faust bloß zudecken wollte. Der Mann versicherte ihm: „Ich bin Christ."

Präsident Faust ist ein guter doch demütiger Beobachter, der die Beweggründe anderer Menschen nicht vorschnell beurteilt. Ein Kennzeichen wahrer Demut ist es, daß man auch denen, die unter einem stehen, ebenso demütig begegnet wie denen, die über einem stehen. Präsident Faust tut beides.

Präsident Faust hat Sri Lanka, Uganda, Kenia, Lettland und Simbabwe für das Evangelium geweiht. Er fuhr auch nach China und weihte das Land ein zweites Mal. Nach Jahrzehnten kehrte er nach Westafrika zurück und half dort mit, die Kirche aufzubauen.

Er fühlt und leidet mit den Menschen in aller Welt, die von Armut und politischer Unterdrückung betroffen sind. Auf seinen Reisen hat er das alles häufig gesehen. Besonders erwähnenswert sind hier seine außerordentlichen Bemühungen im Mittleren Osten, und zwar sowohl in Israel, wo er an der Errichtung des wunderschönen Jerusalem-Centers der Brigham Young University beteiligt war, als auch unter den Palästinensern. Mit dem früheren Bürgermeister von Jerusalem, Teddy Kollek, verbindet ihn außergewöhnliches Vertrauen. Elder Faust und seine Frau begleiteten den Tabernakelchor vor kurzem auf seiner Tournee ins Heilige Land. Aufgrund von Präsident Fausts Bemühungen, unter der Leitung von Präsident Howard W. Hunter und mit Hilfe von Elder Jeffrey R. Holland, der damals Mitglied des Siebzigerkollegiums war, wurde in den nichtchristlichen Ländern des Mittleren Ostens viel Gutes bewirkt.

Es war ein langer, ereignisreicher Lebensweg für einen Jungen aus Delta in Utah! Doch alle Vergangenheit ist nur Vorwort für die Zukunft. Elder David B. Haight vom Kollegium der Zwölf, neben dem Elder Faust schon jahrelang seinen Platz hat, sagt: „Es war immer nett, wenn er von den Sommermonaten erzählte, die er auf der Farm seines Großvaters in Millard County verbracht hatte. Dort hat er

das Leben, das die Pioniere geführt haben, erst so richtig schätzen gelernt, weil er Probleme lösen und Arbeiten verrichten mußte." Der Herr hat ihn vielerorts auf dieser Welt gebraucht, und dadurch hat er ihn darauf vorbereitet, in einer weltweiten Kirche in der Ersten Präsidentschaft zu dienen.

Die Persönlichkeit einer Generalautorität spiegelt sich in den Reden wider, die wie Briefe an die Kirche sind. Das gleiche gilt für Präsident Faust.

Als er im Oktober 1972 als Assistent des Rates der Zwölf berufen wurde, war ihm, als ob er die Hand an den Pflug legte, und er wollte nicht zurückschauen. Ihm ging es wie den ersten Aposteln, von denen es heißt: „Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm" (Matthäus 4:20).

Als er zum Apostel berufen wurde, sagte er: „Soweit ich es verstehe, muß ein Apostel ein persönlicher Zeuge für Jesus sein, der der Messias und Erlöser ist. Vielleicht ist dies das einzige, womit ich aufwarten kann. Diese Wahrheit ist mir durch den unaussprechlichen Frieden und die Macht des Geistes Gottes kundgetan worden."

Im Oktober 1994 hielt er eine Rede mit dem Titel „Schlüssel, die niemals rosten"; darin fordert er die Mitglieder auf, den Lehren und dem Rat jener zu folgen, die als Propheten, Seher und Offenbarer die Schlüssel innehaben (siehe *Der Stern*, Januar 1995, Seite 65).

Eine andere denkwürdige Ansprache trägt den Titel „Fünf Brote und zwei Fische". Er spricht hier über den Glauben und die Hingabe jener, die im Dienst des Herrn scheinbar so wenig zu bieten haben und dennoch alles geben, was sie haben (siehe Johannes 6:5–14). Er sagt von ihnen: „Viele unbekannte Menschen mit Fähigkeiten, die nicht mehr als die fünf Brote und zwei Fische ausmachen, machen ihre Berufung groß, dienen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen oder Anerkennung zu erhalten, und speisen buchstäblich Tausende" (*Der Stern*, Juli 1994, Seite 4).

Präsident Faust konzentriert sich vornehmlich auf wesentliche Wahrheiten. In einer anderen Ansprache mit dem Titel „Wo ist die Kirche?" erklärt Elder Faust, daß „die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in unserem Herzen ist, und wenn sie im Herzen jedes einzelnen ist, dann ist sie auch in unseren Gotteshäusern, in unseren Bildungseinrichtungen, in unseren eindrucksvollen Tempeln und daheim in unserer Familie." (*Ensign*, August 1990, Seite 67.)

Präsident Faust ist in aller Demut dankbar für das geistige Erbe, das ihm zuteil geworden ist, und seinen Enkeltöchtern hat er eine Botschaft gewidmet, die den Titel „Eine große Frau werden" trägt. Alle Eltern, die den Geist bei sich haben, wünschen sich genau wie Vater Lehi, daß alle ihre Kinder von der begehrenswerten Frucht des Baumes genießen (siehe 1. Nephi 8:10–17).

Präsident Faust bringt viele Voraussetzungen für seine neue Berufung mit; er läßt sich daher von den tagtäglichen Schwierigkeiten nicht einschüchtern. Er kann auch schon weit voraus erkennen, was für Möglichkeiten und Schwierigkeiten auf die Kirche zukommen.

Kurz gesagt: James Esdras Faust weiß, wer er ist und was Gott von ihm erwartet. Er ist so, wie Präsident Howard W. Hunter ihn einmal Margaret Bury gegenüber beschrieben hat: „Jim ist rein wie Gold." □

Präsident Faust und seine Frau sind einander sehr zugetan.



AM BESTEN DURCH MEIN BEISPIEL

Annette Antonelli

FOTO VON JOHN LUKE

Ich bin eine sechzehnjährige Heilige der Letzten Tage wie viele andere auch. Ich halte das Wort der Weisheit, besuche die Versammlungen und habe ein starkes Zeugnis. Aber manches habe ich in der Vergangenheit noch nicht so richtig ernstgenommen. Zum Beispiel, daß man nicht fluchen soll.

Früher habe ich nämlich manchmal Kraftausdrücke gebraucht. Nie hätte ich den Namen des Herrn mißbraucht, darauf achtete ich schon, und auch im normalen Gespräch habe ich keine Schimpfwörter gebraucht. Aber wenn mir so ab und zu doch ein „schlimmes" Wort entfuhr, fand ich das nicht weiter tragisch.

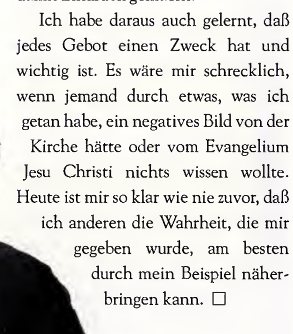
Das war so, bis ich die Ferien mit einem Mädchen verbrachte, das nie auch nur ein schlechtes Wort gebrauchte. Da wir viel zusammen waren, gewöhnte ich mir an, nicht zu fluchen.

Doch als die Schule wieder begann, stand ich durch meine neue Gewohnheit vor einem interessanten Problem. Meine Lehrerin gab meiner Freundin und mir einen Dialog für einen Redewettbewerb auf, in dem auch Schimpfwörter vorkamen. Als wir ihn übten, veränderte ich meinen Text ein wenig und ließ alle Schimpfwörter weg.

Nach einigen Wochen war es soweit: Wir mußten unseren Text vor der ganzen Schule vortragen. Ich brachte wie üblich meine geänderte Fassung, aber meine Freundin sagte ihren Text in der Originalfassung. Für mich war das nicht weiter der Rede wert, doch am Nachmittag sagte mir ein anderes Mädchen, das nicht der Kirche angehörte, etwas Interessantes. Sie meinte, meine Kirche müsse mir sehr viel bedeuten, wenn ich deswegen sogar meine Gewohnheit änderte und alle Kraftausdrücke vermied.

Das überraschte mich wirklich! Mir ist schon klar, daß jeder weiß, daß ich Mitglied der Kirche bin, und ich weiß auch, daß man mich beobachtet und wissen will, wie ich lebe. Aber daß ein paar um der sauberen Sprache willen geänderte Zeilen so eine Wirkung zeigen würden, hätte ich nie gedacht. Das Mädchen sagte mir aber, ich habe damit Eindruck gemacht.

Ich habe daraus auch gelernt, daß jedes Gebot einen Zweck hat und wichtig ist. Es wäre mir schrecklich, wenn jemand durch etwas, was ich getan habe, ein negatives Bild von der Kirche hätte oder vom Evangelium Jesu Christi nichts wissen wollte. Heute ist mir so klar wie nie zuvor, daß ich anderen die Wahrheit, die mir gegeben wurde, am besten durch mein Beispiel näherbringen kann. □



KINDERSTERN

KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE

OKTOBER 1995

121. JAHRGANG



Ein Gebet in Itacoatiara

Chrislaine Da Silva Brasil,
aufgeschrieben von David Mitchell



Ich heiße Chrislaine Da Silva Brasil und bin zwölf Jahre alt. Ich wohne in Itacoatiara im Norden von Brasilien. (Richtig, ich heiße so wie das Land, aus dem ich komme.) Itacoatiara ist ein Städtchen am Fluß Amazonas, gleich unterhalb des Äquators. Im Sommer ist es hier heiß und schwül, und im Winter regnet es viel.

Der Amazonas ist für das Leben in unserer Stadt sehr wichtig. Einige Männer fangen Fische und verkaufen sie. Im Fluß gibt es die verschiedensten Fischarten. Meine Mutter kocht sehr viel mit Fisch, und dazu essen wir Reis, Bohnen und Salat. Wir essen auch jede Menge frisches Obst.

Der Amazonas ist wie eine Straße. Die Leute befahren ihn mit den unterschiedlichsten Booten.

Im Dezember 1993 hat meine Familie eine ganz besondere Bootsfahrt unternommen. Mit anderen Mitgliedern der Kirche sind wir zum São-Paulo-Tempel gefahren. Meine Eltern gingen in den Tempel und

---

Umschlagbild:
Auf der ganzen Welt gestalten die PV-Kinder jedes Jahr eine Abendmahlsversammlung mit einem besonderen Programm. Dieses Jahr hat das Programm die Glaubensartikel zum Thema. Illustration von Elise Niven Black.



Chris, *links*, hält die Babys der Katze Princesa (Prinzessin).
Oben: Die Familie Brasil (von links nach rechts):
Die achtjährige Joyce, Chris, Vater Antonio, Mutter María.



Der Hund der Nachbarn weiß genau, daß Chris ihn immer gern streichelt.



Chris hilft Joyce, ihrer Schwester, bei den Hausaufgaben.

FOTOS VON DAVID MITCHELL

wurden für Zeit und Ewigkeit gesiegelt. Dann wurden wir als ewige Familie gesiegelt – Mama, Papa, meine kleine Schwester Joyce und ich.

Schon Monate im voraus planten wir die Reise. Die Reise zum Tempel ist nicht gerade billig. Wir lebten sparsam und verzichteten auf etliches, was wir eigentlich doch gern gehabt hätten, zum Beispiel unsere Lieblingslimonade.

Als der Tag der Abreise näher kam, wurden wir ganz aufgeregt.

Und dann mußte ich eine schwere Entscheidung treffen.

Es war kurz vor dem Ende meiner Volksschulzeit. Aber erst mußte ich die Prüfung bestehen. Der Termin für diese Prüfung lag gerade in der Zeit, in der wir zum Tempel fahren wollten.

Mama ging zur Schule und sagte meiner Lehrerin, daß ich zehn Tage fehlen würde, weil wir nach São Paulo reisten. Meine Lehrerin meinte aber, das ginge nicht, denn dann würde ich die Prüfung versäumen und könnte die Schule nicht abschließen.

Jetzt steckte ich ziemlich in der Klemme!

Ich begann, im Herzen zu beten, daß der Vater im Himmel mir helfen möge, das Rechte zu tun, so daß für uns alles gut werden würde.

An diesem Abend hielten wir vor dem Essen Familienrat. Meine Mutter erklärte, worum es ging. Zu mir sagte sie: „Chris, du mußt entscheiden. Entweder bleibst du hier und trittst zur Prüfung an, oder wir fahren alle in den Tempel."

Mir rannen die Tränen die Wangen herunter, aber ich sagte: „Fahren wir zum Tempel!"

Als ich das gesagt hatte, spürte ich den Geist und wußte, daß alles irgendwie gutgehen würde.

Und es war auch so!

Aus irgendeinem Grund wurde der Prüfungstermin nämlich vorverlegt. Ich legte erst meine Prüfung ab, und danach fuhren wir zum Tempel.

Wir waren drei Tage im Boot unterwegs, dann fuhren wir drei Tage mit dem Bus. Wir aßen im Boot bzw. an dafür vorgesehenen Bushaltestellen. In São Paulo übernachteten wir in der Missionarsschule. Dort kochten wir unser Essen selbst. Wir blieben ein paar Tage in São Paulo; wir gingen in den Tempel und sahen uns die Stadt an, und dann war es schon wieder Zeit für die lange Heimreise.

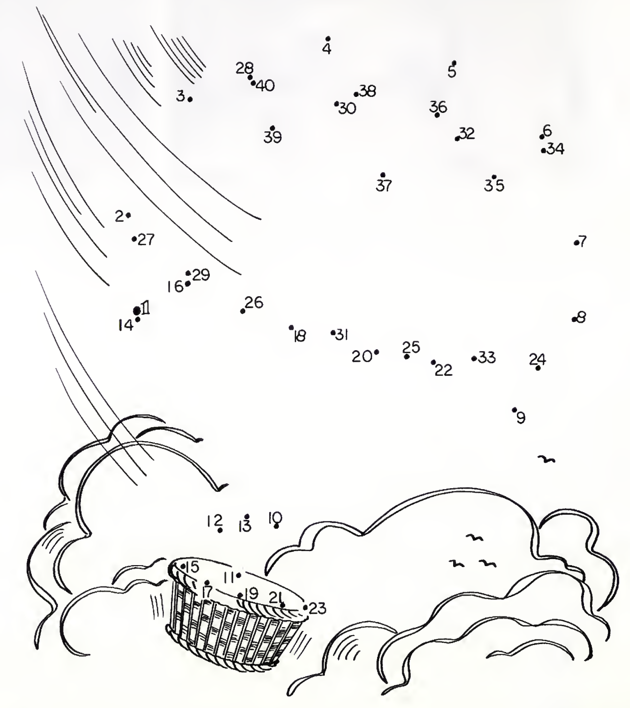
Das alles war für mich wunderbar. Es hat mir geholfen zu verstehen, daß der Vater im Himmel unsere Gebete erhört, wenn wir uns bemühen, das Rechte zu tun. Ich bin so froh, daß ich die Prüfung in der Schule bestanden habe. Aber noch viel froher bin ich, weil wir als Familie für immer zusammen sein können. □

PUNKTERÄTSEL

Roberta L. Fairall

Was hat keine Arme und trägt doch einen Korb?

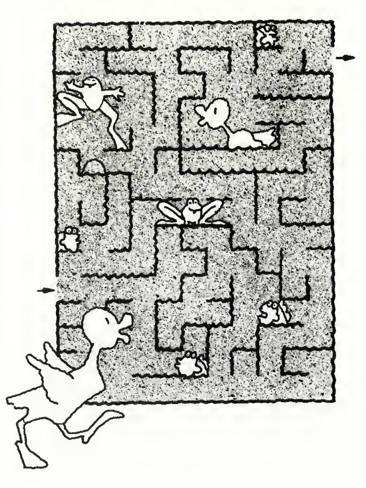
Was hat keine Flügel und fliegt doch im Wind?

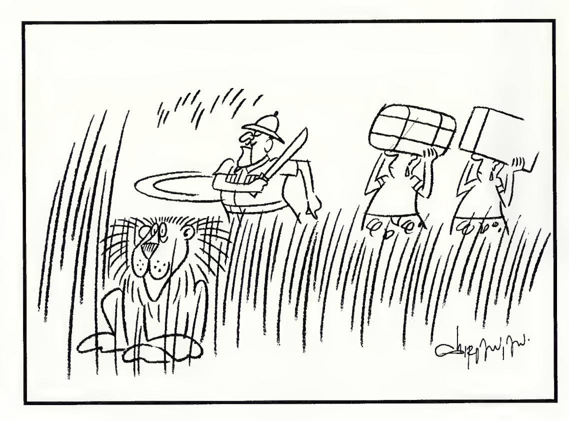


AUF DEM TEICH

Susan Curtis

Wie kann die Ente den Teich überqueren, ohne daß sie über eine der Linien schwimmen muß?









ICH HABE GEFÜHLE

Katherine Quinn Fowkes

Ich heiße Nina. Wißt ihr, was ich am meisten an mir mag? Ich mag die vielen Gefühle, die in mir stecken, und ich mag es, wenn ich meine Gefühle zeigen kann.

Heute habe ich in der PV eine Ansprache über Jesus gehalten. Ich war ein bißchen ängstlich. Das hat man an meiner zitternden Stimme gemerkt.

Aber als ich sah, wie meine Eltern zu mir herschauten und mich anlächelten, wurde ich ruhiger. Ich mußte mir den Mund zuhalten, um nicht laut zu lachen, als mein älterer Bruder mir zublinzelte.

Ich war glücklich, als ich vor allen Kindern sagte, daß Jesus mein Freund ist. Ich sagte: „Der himmlische Vater und Jesus lieben mich, und ich liebe sie auch."

Ich zeigte, daß ich andächtig war, als ich mit verschränkten Armen an meinen Platz zurückging. Zum Schlußgebet schloß ich die Augen und neigte den Kopf. Ich hörte zu und sagte am Ende „Amen", damit der Vater im Himmel wußte, daß ich auch gebetet hatte.

Während der Abendmahlsversammlung saß ich still an meinen Platz und dachte an Jesus, während Brot und Wasser ausgeteilt wurden. Ich hatte ein warmes Gefühl im Herzen und fühlte mich glücklich und friedlich. Ich fühlte den Heiligen Geist. Dieses Gefühl ist das schönste von allen. □



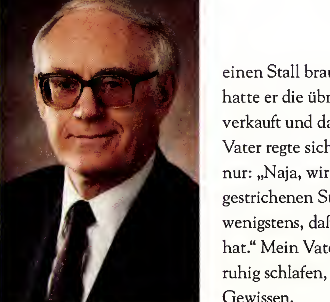


ILLUSTRATION VON ELISE NIVEN BLACK

VON FREUND ZU FREUND

ELDER LOREN C. DUNN

Nach einem Interview, das Jan Pinborough mit Elder Loren C. Dunn von den Siebzigern führte.



Soweit ich mich zurückerinnern kann, habe ich immer ein Zeugnis gehabt. Bei uns daheim beteten wir und hatten Glauben. Wir wuchsen in einer Familie auf, in der geistige Erlebnisse zum Leben gehörten.

Einmal – ich war noch ziemlich klein – kletterte ich mit einem meiner Freunde auf einen Wasserturm aus Beton. Er war etwa vier Meter hoch, und unten lagen rundherum große Steine, damit die Erde nicht abgeschwemmt wurde. Beim Spielen fiel ich hinunter. Ich fühlte, wie ich sanft zu Boden glitt. Ich tat mir nicht weh. Damals habe ich wohl zum ersten Mal gespürt, daß es jemand gibt, der über uns wacht.

Mein Vater war ein besonders guter Lehrer. Er lehrte durch sein Beispiel. Mein Vater arbeitete für einen Zeitungsverlag. Wenn nun jemand, der Not litt, in die Stadt kam, bat er oft im Zeitungsbüro um etwas zu essen oder um Geld. Mein Vater machte mit einem Gastwirt ein paar Häuser weiter aus, daß diese Leute dorthin essen gehen konnten.

Einmal kam ein Mann, der sagte, er sei Anstreicher. Mein Vater und er kamen überein, daß er unseren Stall neu streichen würde. Vater rief beim Farbengeschäft an und bat, sie mögen dem Mann Farbe geben, und er, Vater, würde sie später bezahlen.

Der Mann strich den Stall und zog dann weiter. Später rief der Inhaber des Farbengeschäfts an und sagte, der Mann habe damals mehr Farbe genommen, als man für einen Stall braucht. Allem Anschein nach hatte er die übriggebliebene Farbe weiterverkauft und das Geld dafür eingesteckt. Vater regte sich kein bißchen auf. Er sagte nur: „Naja, wir haben unseren frischgestrichenen Stall, und der Mann weiß jetzt wenigstens, daß ihm hier jemand vertraut hat.“ Mein Vater konnte nachts immer ruhig schlafen, denn er hatte ein reines Gewissen.

Stärker im Glauben wird man auch dadurch, daß man etwas über die eigene Familie in Erfahrung bringt. Sucht nach Anzeichen dafür, daß der Herr in eurer Familie gewirkt hat. Befaßt euch mit euren Vorfahren und findet heraus, wie sie von Gott gesegnet waren.

Auch wenn ihr in eurer Familie der erste sein solltet, der sich der Kirche angeschlossen hat, könnt ihr doch sehen, wie eure Familie den Weg für euch bereitet hat. Und wenn ihr Mitglied der Kirche werdet, wird auch die Geschichte der Kirche Teil eures Erbes. Erlebnisse wie das von Joseph Smith, der den himmlischen Vater und Jesus Christus gesehen hat, gehören nun auch zu eurer Geschichte. Wenn über solche Ereignisse gesprochen wird, kann euch der Heilige Geist fühlen lassen, wie es damals war – so, als wärt ihr selbst dabeigewesen. Wenn ihr über solche Erlebnisse nachdenkt, hilft euch das, im Glauben stark zu bleiben. Dann werdet ihr eines Tages euer geistiges Erbe an diejenigen weitergeben können, die ihr unterrichtet, und – wenn die Zeit dazu da ist – an eure Kinder und Enkelkinder. ☐

ILLUSTRATION VON SCOTT SNOW



ES IST GUT, DEN GESETZEN ZU GEHORCHEN

Susan L. Warner, Zweite Ratgeberin in der PV-Präsidentschaft

„Keiner soll die Gesetze des Landes brechen, denn wer die Gesetze Gottes einhält, der braucht die Gesetze des Landes nicht zu brechen." (LuB 58:21.)



Habt ihr schon einmal versucht, mit jemand ein Spiel zu spielen, der die Regeln nicht kennt? Man tut dabei meist nichts anderes, als zu erklären, wer am Zug ist und was als nächstes geschehen soll. Erst wenn jeder Mitspieler die Regeln kennt und sich danach richtet, wird es lustig.

Auch wir brauchen Regeln oder Gesetze, die uns helfen, in Sicherheit und Frieden zusammenzuleben. Als Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage glauben wir daran, daß wir die Gesetze des Landes, in dem wir leben, befolgen und achten müssen. Jesus hat gewußt, daß es wichtig ist, den Landesgesetzen zu gehorchen. Er hat uns gelehrt, daß wir beides – die Gesetze des Landes, in dem wir leben, und die Gesetze Gottes – achten und befolgen sollen.

Der himmlische Vater und Jesus Christus haben uns Gesetze gegeben, die wir befolgen sollen, damit wir in diesem Leben glücklich werden und uns darauf vorbereiten, einmal wieder bei ihnen zu leben. Die Regeln und Gesetze unseres Landes sollen uns helfen, mit unseren Mitmenschen in Sicherheit und Frieden zusammenzuleben. Und auch in der Familie gibt es Regeln, die uns helfen, in Liebe und Einigkeit miteinander zu leben, zu arbeiten und zu spielen.

In jedem Land gibt es Gesetze, die befolgt werden müssen. Die zehnjährige Ji Hae aus Korea sagt: „Bei uns darf man nur Auto fahren, wenn man einen Führerschein hat." Der neunjährige David aus Kanada sagt: „Bei uns ist es verboten, Drogen zu nehmen." Die elfjährige Annie aus China sagt: „Wenn ich radfahre, muß ich die Verkehrsregeln befolgen. Bei uns darf man nicht auf dem Bürgersteig radfahren." Die achtjährige Kirstie aus England sagt: „Beim Autofahren muß man die Geschwindigkeitsbegrenzungen beachten. Wenn man arbeitet und Geld verdient, muß man Steuern zahlen."

Anleitung

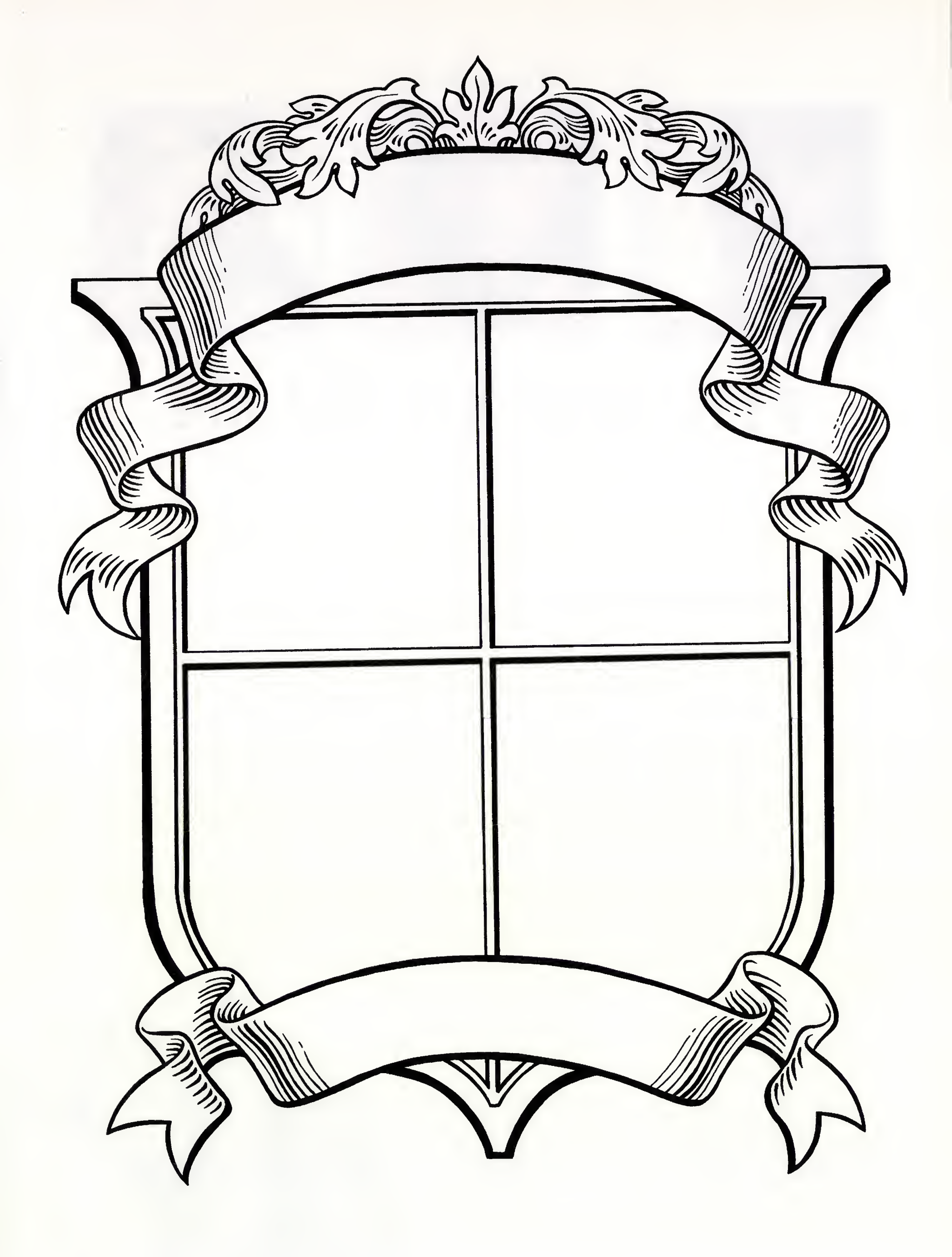
Ein Wappen sagt etwas über die Familie aus und enthält auch oft einen Leitgedanken, nach dem die Familie zu leben versucht. In manchen Ländern sind Wappen schon viele hundert Jahre in Gebrauch. Auf Seite 9 gibt es ein Muster, nach dem ihr ein eigenes Wappen zeichnen könnt. Auf das Band (den Streifen) unter dem Schild schreibt ihr euren Namen. Zeichnet dann in eins der vier Felder auf dem Schild die Flagge eures Landes. In ein anderes Feld zeichnet etwas, was für eure Familie steht. In das dritte Feld kommt etwas, was ein Gesetz Gottes darstellen soll. Und in das vierte Feld zeichnet etwas, was für euch selber steht (malt ein Bild von euch oder zeichnet einen Fußball, ein Musikinstrument, euer Haustier, ein Buch, euer Haus). Wählt einen Leitgedanken aus, und schreibt ihn auf das obere Band. Ihr könnt euch einen eigenen Leitgedanken ausdenken oder einen der folgenden nehmen: „Ich bin ein Kind des Herrn", „Liebet einander", „Ich will Jesus folgen", „Ich liebe die Wahrheit", „Wähl das Rechte".

Anregungen für das Miteinander

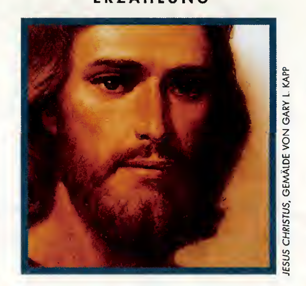
1. *Die Kinder sollen ein großes Bild mit der Landesflagge malen. Kleben Sie es auf einen großen Bogen Papier. Nun sollen die Kinder viele verschiedene Menschen zeichnen (alte, junge, Jungen, Mädchen, hellhäutige, dunkelhäutige), die in Ihrem Land leben. Kleben Sie diese Bilder um die Flagge, und sprechen Sie darüber, weshalb alle diese unterschiedlichen Menschen die Gesetze befolgen müssen, wenn sie friedlich zusammenleben wollen.*

2. *Die Kinder stellen sich in einem Kreis auf. Verwenden sie drei verschiedenfarbige Bohnensäckchen oder Ähnliches. Eine Farbe steht für Gottes Gesetze, die zweite für die Landesgesetze und die dritte für Familienregeln. Werfen Sie einem Kind ein Säckchen zu. Je nach der Farbe soll das Kind dann ein Gesetz Gottes, ein Landesgesetz oder eine Familienregel nennen, die es befolgen soll.* □

ILLUSTRATION VON GREG NEWBOLD




NEPHI, GEMÄLDE VON ARNOLD FRIBERG


JESUS CHRISTUS, GEMÄLDE VON GARY L. KAPP


LEHI, GEMÄLDE VON DEL PARSON

EIN GUTER NAME

„Freut euch darüber, daß eure Namen im Himmel verzeichnet sind." (Lukas 10:20.)

Ruth Liljenquist

Edith, lies doch bitte mal Helaman 5:6,7 vor", bat Schwester Reinhold.

Edith schlug rasch ihr Buch Mormon auf und las: „Siehe, meine Söhne, ich habe euch die Namen unserer Vorväter gegeben, die aus dem Land Jerusalem gekommen sind, und dies habe ich getan, damit ihr an sie denkt, wenn ihr an euren Namen denkt, und wenn ihr an sie denkt, damit ihr an ihre Werke denkt, und wenn ihr an ihre Werke denkt, damit ihr wißt – wie es auch geschrieben ist –, daß sie gut waren.

Darum, meine Söhne, möchte ich, daß ihr das tut, was gut ist, damit von euch gesprochen und auch geschrieben werde, ja, wie von ihnen gesprochen und geschrieben worden ist."

„Danke, Edith", sagte Schwester Reinhold. „Hier erklärt der Prophet Helaman – er hat übrigens kurz vor der Geburt Christi gelebt – seinen Söhnen Nephi und Lehi, weshalb er ihnen gerade diese Namen gegeben hat. Wißt ihr, warum?"

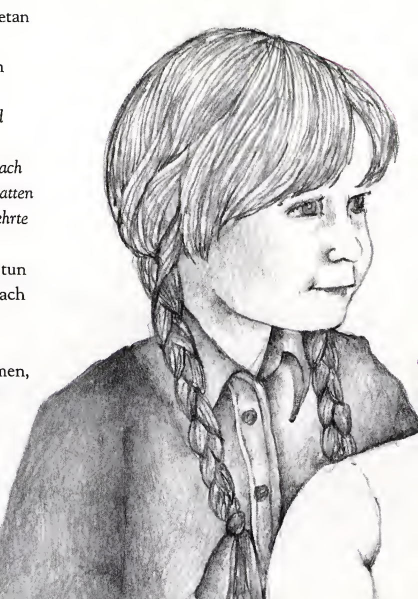
„Helaman wollte, daß sich seine Kinder daran erinnern, was der erste Nephi und der erste Lehi Gutes getan haben", sagte Edith.

Edith dachte an das, was sie im Ersten Buch Nephi schon gelesen hatte: *Lehi hörte auf den Herrn und zog aus Jerusalem weg. Nephi war seinem Vater gehorsam und kehrte nach Jerusalem zurück, um die Messingplatten zu holen. Er baute ein Schiff, er belehrte seine Brüder, er . . .*

„Er wollte, daß sie auch Gutes tun und rechtschaffen leben", unterbrach Samuel Ediths Gedanken.

„Ganz richtig", bemerkte Schwester Reinhold. „Es gibt Namen, die uns daran erinnern können, das Rechte zu tun. Ich heiße beispielsweise Camilla. Meine Eltern nannten mich so nach der Frau des Propheten Spencer W. Kimball. Sie war eine wunderbare Frau, die ihr Leben lang anderen gedient hat. Sie hat

ILLUSTRATION VON SHAUNA MOONEY KAWASAKI



mitgeholfen, das Reich Gottes aufzubauen. Ich denke immer an sie, weil ich ihren Namen trage. Und ich möchte dem Herrn gehorchen und anderen so dienen wie sie. Heißt ihr vielleicht auch so wie ein besonderer Mensch?"

„Ich heiße Daniel – wie Daniel in der Löwengrube", sagte Dani.

„Ich heiße Margarita nach meiner Ururgroßmutter", sagte Margarita.

Edith schloß ihr Buch Mormon und lehnte sich zurück. *Was ist mit meinem Namen? Wo kommt er her? Er kommt nicht in der Bibel vor, auch nicht im Buch Mormon*. Niemand sonst in Ediths Familie hieß so.

Auf dem Heimweg fragte sie: „Mami, warum habt ihr mich eigentlich Edith genannt?"

„Nun, der Name gefiel uns, und du warst ein so hübsches Baby, daß er einfach zu dir paßte."

„Aber mein Name steht nicht in den heiligen Schriften?"

„Nein, mein Schatz."

„Gibt es jemand in der Verwandtschaft, der Edith heißt, etwa eine Ururgroßmutter oder so?"

„Das glaube ich nicht. Es ist einfach ein hübscher Name," sagte ihre Mutter.

Ihr Vater fragte: „Gefällt dir dein Name nicht?"

Edith murmelte: „Ja, schon, er ist hübsch". Aber bei sich dachte sie: „Ein hübscher Name ist nicht genug. Mein Name hat doch nichts Besonderes an sich, wodurch ich daran erinnert werde, gut zu leben. Sie dachte an ihre Geschwister: Rahel steht in der Bibel, und Günther wurde nach Vati benannt. Edith hatte Tränen in den Augen. Weshalb hatte man ihr keinen bedeutungsvollen Namen gegeben?

Im Bett dachte Edith weiter darüber nach. *Es ist ungerecht! Ich möchte auch einen Namen mit einer besonderen Bedeutung haben. Jetzt weiß ich's: ich werde einfach meinen Namen ändern!* Edith nahm ein Blatt Papier, legte es vor sich auf die Bettdecke und notierte sich, was ihr



an möglichen Namen einfiel: „Elisabeth, Maria, Rebekka, Sara. Oder Hildegard wie Oma."

Mama klopfte an und kam herein. Sie sah den Zettel auf der Bettdecke liegen. „Was ist los, Edith? Stört es dich wirklich, wie du heißt? Warum denn, mein Schatz?"

„Wir haben in der PV von Nephi und Lehi gelesen, die nach dem ersten Nephi und dem ersten Lehi genannt wurden, und das waren große Propheten. Dani wurde auch nach einem großen Propheten benannt. Margarita heißt so wie ihre Ururgroßmutter. Rahel heißt so wie die Frau, für die Jakob sieben Jahre gearbeitet hat, um sie heiraten zu können. Und Günther wurde nach Vati benannt. Warum habe ich keinen guten Namen bekommen?"

Mama strich Edith übers Haar. „Du hast ja einen guten Namen bekommen. Weißt du das nicht?" Sie sah sich Ediths Liste an. „Hättest du gern einen von diesen Namen?"

„Ja. Das waren alles gute Frauen."

„Was hat sie wohl zu guten Frauen gemacht?"

Edith dachte nach.

„Sie waren gut, weil sie rechtschaffen lebten und anderen dienten."

„Meinst du, ihr Name hat sie zu guten Frauen gemacht – oder haben nicht etwa sie ihren Namen gut gemacht? Denk mal an König Noa im Buch Mormon. Er trug den Namen eines berühmten Propheten aus dem Alten Testament, aber er war ein sehr schlechter Mensch. Die Leute, die wir bewundern, haben ihren Namen dadurch gut gemacht, daß sie gute Menschen waren."

Mama deutete auf Ediths Liste: „Wahrscheinlich haben auch andere Frauen vorher schon so geheißen, aber erst diese Frauen hier haben ihren Namen wirklich groß gemacht. Und als Helaman seinen Söhnen erklärte, daß er sie Nephi und Lehi genannt habe, damit sie an diese Propheten denken und wie sie immer Gutes tun, da sagte er ihnen noch etwas anderes."

„Er sagte, seine Söhne sollen ebenfalls Gutes tun, damit die Menschen über all das Gute sprechen können, das sie getan haben."

Mama lächelte: „Edith, wenn die Menschen deinen Namen hören, was möchtest du dann, daß sie von dir denken?"

„Ich möchte, daß sie denken, da ich nett bin und versuche, das Rechte zu tun."

„Das wünsche ich mir auch. Es mag vielleicht schön sein, so zu heißen wie ein besonders guter Mensch, aber wichtiger ist es, daß wir aus dem Namen, den wir tragen, etwas Gutes machen. Denk dir bloß: Du hast einen ganz neuen Namen, den du groß machen kannst!"

„Und wenn jemand meinen Namen hört, denkt er hoffentlich, daß ich ein gutes Mädchen bin."

„Noch etwas, Edith. Wir alle, die wir getauft sind, tragen einen besonderen Namen. Wir nehmen diesen Namen auf uns. Das bedeutet, daß wir uns dafür *entscheiden*, so zu heißen und zu versuchen, so zu sein wie er. Du weißt, wen ich meine?"

„Ja. Jesus Christus."

„Wenn du also nach einem Namen suchst, der dir hilft, gut zu sein, dann erinnere dich an *seinen* Namen. Meinst du, das hilft?"

„Ja. Danke, Mama, es geht mir jetzt viel besser." Und als Mama das Licht ausschaltete, zerknüllte Edith ihre Namensliste und warf sie in den Papierkorb. □





NEPHI UND LEHI IM GEFÄNGNIS



Nephi und Lehi, die Söhne Helamans, wurden nach Lehi und Nephi genannt, die aus Jerusalem gekommen waren. Helaman wollte, daß seine Söhne so rechtschaffen werden wie diese Propheten. (Helaman 5:4–7.)



Helaman lehrte seine Söhne, an Jesus Christus zu glauben. Sie lernten, daß er unsere Sünden vergibt, wenn wir Glauben haben und Umkehr üben. (Helaman 5:9–12.)



Nephi und Lehi gingen auf Mission zu den Nephiten und den Lamaniten. Sie lehren sie das Wort Gottes, und Tausende ließen sich taufen. (Helaman 5:14–19.)



Als Nephi und Lehi in das Land Nephi unterwegs waren, wurden sie von einer Schar Lamaniten ins Gefängnis geworfen. Viele Tage lang bekamen sie nichts zu essen. (Helaman 5:20–22.)



Dann kamen die Lamaniten und wollten Nephi und Lehi töten. Aber die beiden waren von Feuer umgeben. Die Lamaniten trauten sich nicht, sie auch nur zu berühren, weil sie Angst hatten, daß sie verbrennen würden. (Helaman 5:23.)

ILLUSTRATION VON JERRY THOMPSON



Nephi und Lehi verbrannten aber nicht. Sie erklärten den Lamaniten, daß Gott sie durch seine Macht beschütze. (Helaman 5:24–26.)



Die Erde bebte, und die Gefängnismauern wackelten. Es wurde ganz dunkel im Gefängnis, und die Leute drinnen bekamen Angst. (Helaman 5:27,28.)



Da hörten sie durch die Dunkelheit eine Stimme, die sagte: „Kehrt um, kehrt um und trachtet nicht mehr danach, meine Knechte zu vernichten, die ich zu euch gesandt habe.“ (Helaman 5:29.)



Es war keine laute, donnernde Stimme. Sie war wie ein leises Flüstern, aber jeder konnte sie hören. (Helaman 5:30.)



Dreimal ertönte die Stimme, und die Erde bebte, und die Mauern wackelten. Die Lamaniten konnten aber nicht davonlaufen. Es war zu finster, und sie hatten große Angst. (Helaman 5:31–34.)



Ein Mann, der früher einmal zu den Nephiten gehört hatte, sah im Finstern, daß das Gesicht Nephis und Lehis hell leuchtete. (Helaman 5:35,36.)



Sie redeten mit jemand und schauten zum Himmel auf. Der Mann sagte den Lamaniten, sie sollten hinschauen. Sie fragten sich alle, mit wem Nephi und Lehi wohl sprachen. (Helaman 5:37,38.)



Aminadab, so hieß der Mann, erklärte den Lamaniten, daß Nephi und Lehi mit Engeln Gottes sprachen. (Helaman 5:39.)



Die Lamaniten fragten, was sie tun könnten, damit es wieder hell würde. Aminadab sagte ihnen, wie sollten Umkehr üben und zu Gott beten, bis sie Glauben an Jesus Christus hätten. (Helaman 5:40,41.)



Diese Lamaniten waren bereits von Alma, Amulek und Zeezrom über Christus belehrt worden. Sie beteten, bis die dunkle Wolke verschwand. (Helaman 5:42.)



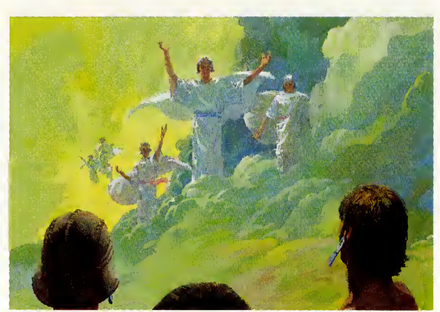
Als es wieder hell war, sahen die Menschen, daß sie alle ebenfalls von Feuer umgeben waren. Das Feuer verbrannte aber weder sie noch die Gefängnismauern. (Helaman 5:43,44.)



Die Lamaniten empfanden große Freude, und der Heilige Geist Gottes erfüllte ihnen das Herz. (Helaman 5:45.)



Eine angenehme Stimme sagte ihnen: „Friede, Friede sei mit euch wegen eures Glaubens an meinen Geliebten." (Helaman 5:46,47.)



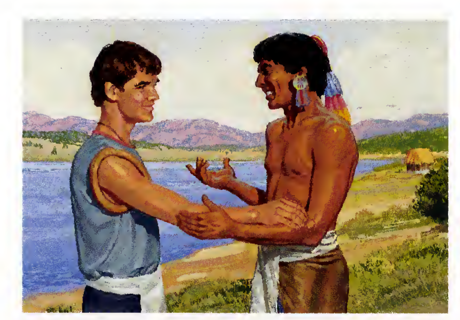
Die Lamaniten wurden gesegnet, weil sie Glauben an Jesus Christus hatten. Engel kamen aus dem Himmel und halfen ihnen. (Helaman 5:48.)



An die dreihundert Menschen erlebten das alles.
Sie gingen hinaus, um den anderen zu berichten, was sie gesehen und gehört hatten. (Helaman 5:49,50.)



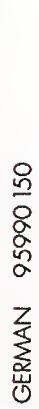
Die meisten Lamaniten glaubten ihnen und legten ihre Kriegswaffen ab. (Helaman 5:51.)



Die Lamaniten hörten auf, die Nephiten zu hassen, und gaben ihnen das Land zurück, das sie ihnen früher einmal weggenommen hatten. (Helaman 5:52.)



Die Lamaniten wurden rechtschaffen, rechtschaffener sogar als die Nephiten. Viele Lamaniten begleiteten Nephi und Lehi, um die Nephiten zu belehren. (Helaman 6:1,6.)


GERMAN 95990 150

„MEHR HOFFNUNG UND LIEBE"

„Und alles, was ... geschrieben worden ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben worden, damit wir durch Geduld und durch den Trost der Schrift Hoffnung haben" (Römer 15:4).

Jesus begleitete nach seiner Auferstehung zwei seiner Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Sie erkannten ihn aber nicht und unterhielten sich darüber, wie sehr der Tod ihres Herrn sie betrübte. Jesus blieb einige Zeit bei ihnen und tröstete sie mit Worten aus der Schrift, die in bezug auf ihn geschrieben worden waren. Als sie ihn dann erkannten, „sahen sie ihn nicht mehr", doch sie sagten zueinander: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er ... uns den Sinn der Schrift erschloß?" (Lukas 24:32).

DIE HEILIGEN SCHRIFTEN KÖNNEN UNS HOFFNUNG GEBEN

In schweren Zeiten ist es nur natürlich, wenn wir uns Gott zuwenden, um von ihm Hoffnung und Trost zu erhalten. Oft bekommen wir diese Hoffnung dadurch, daß wir das Wort Gottes hören oder lesen und dabei spüren, wie uns das Zeugnis von Christus im Herzen brennt.

Das Wort Gottes vermag uns auch in den alltäglichen Sorgen Hoffnung zu geben. Schwester Patricia Holland, die Frau von Elder Jeffrey R. Holland vom Kollegium der Zwölf, sah sich einmal inmitten vielen Aufgaben: die beiden waren jungverheiratet, sie trug zur Finanzierung des Studiums ihres Mannes bei, es gab viele Wohnungswechsel und sie hatte sich um ihre Kinder zu kümmern, die noch sehr klein waren. Schließlich wurde ihr Mann, der auf die Promotion hinarbeitete, als Ratgeber in die Pfahlpräsidentschaft berufen, und sie selbst wurde FHV-Leiterin.

Sie sagt: „Damals war ich nahe daran, alles einfach hinzuschmeißen. ... Es war keine leichte Zeit."

Ihr Mann riet ihr: „Gib deinem Lesen in der Schrift mehr Sinn. ... Wir (er stand damals ja selbst beträchtlich unter Druck) können das alles nur überstehen, wenn wir geistig gesinnt sind. Durch die Kraft des Geistes stehen wir das durch."

„Leichter gesagt als getan", dachte Schwester Holland. Eines Tages fastete und betete sie. „Seine Worte gingen mir nicht aus dem Sinn. ... Ich weiß noch, wie ich meine Schriften zur Hand nahm und dabei dachte: Jetzt werden wir mal sehen, ob da wirklich was dran ist. Und natürlich war etwas dran! Die Antworten standen in der Schrift." (*New Era*, April 1981, Seite 42f.)

ANDERE BRAUCHEN DIE BOTSCHAFT DER HOFFNUNG

Dadurch, daß wir das Wort Gottes hören oder lesen, können wir mit dem Heiligen Geist in Verbindung treten, und „dieser Tröster erfüllt mit Hoffnung und vollkommener Liebe" (Moroni 8:26). Jemandem zu helfen, diese Hoffnung auch zu finden, ist wohl eines der größten Geschenke, die wir machen können.

Schwester Eyvonne Black und ihr Mann, Russell, waren in der Dominikanischen Republik auf Mission. Durch sie konnten Hunderte Menschen dort Hoffnung finden, indem sie sich mit dem Wort Gottes befaßten. In mehr als einhundert Alphabetisierungskursen unterrichtete das Ehepaar Black nämlich die Menschen im Lesen und Schreiben. Dabei benutzten sie das Buch Mormon als Text. Die Menschen lernten lesen, und gleichzeitig lernten sie auch etwas über Jesus Christus. Viele ließen sich taufen, und durch ihren Glauben an Christus begannen sie, „auf eine bessere Welt [zu] hoffen" (Ether 12:4).

Hoffnung ist für unsere Errettung genauso unerläßlich wie Glaube und Nächstenliebe (siehe Moroni 7:38–47). Darum müssen wir „mit Beständigkeit vorwärtsstreben, erfüllt vom Glanz der Hoffnung und indem [wir] Liebe [haben] zu Gott und allen Menschen". Wenn wir dies tun und bis ans Ende ausharren, gilt uns die Verheißung: „Ihr werdet ewiges Leben haben!" (2. Nephi 31:20).

- *Wie können wir wirksamer in den Schriften studieren?* ☐

ILLUSTRATION VON SHARRI COOK



Wunschdenken

Ich wurde glücklich, als ich mein Wunschdenken durch dankbares Beten ersetzte.

Geri Christensen

Zu Beginn schien alles ganz harmlos: Wie Kinder es so tun, saß ich am Fenster und blickte in die Sterne. Dann schloß ich die Augen und wünschte mir etwas. Ich wünschte mir alles, woran einem Kind eben liegt: ein Pony, einen Hund, eine Fee als Tante. Zwar bekam ich nie, was ich mir gewünscht hatte, aber das störte mich nicht. Ich wußte ja, das Ganze war nur ein Spiel.

Ich wuchs heran, und mit meinen Wünschen unter dem Sternenhimmel war es vorbei. Aber leider hörte ich nicht auf, mir dauernd etwas zu wünschen. Jetzt aber nahm das Wünschen neidische Züge an. Es ging nicht mehr um Hund oder Pony, sondern ich wünschte mir, mehr wie Kathy zu sein, die von allen Jungs umschwärmt wurde, oder ich wünschte mir, ich hätte Kleider wie Linda.

Kaum sah ich jemand mit etwas, was ich nicht hatte, so dachte ich schon, wieviel glücklicher ich wäre, wenn ich das auch besäße. Also wünschte ich es mir. Natürlich gab es fast niemand, der nicht irgendetwas besaß, was mir fehlte. Ich war überzeugt, daß die anderen alles hatten – und ich nichts.

Natürlich fing ich an, mir selber leid zu tun. Ich jammerte: „Wäre bloß alles anders!" „Wie ungerecht!" „Warum immer ich?"

Wie bin ich wohl aus diesem Sumpf des Neids und Selbstmitleids herausgekommen? Stellen Sie sich vor, die Lösung fand ich im Gesangbuch der Kirche! Ich saß eines Sonntags in der Kirche hinter einem Mädchen mit wunderschönem Haar. Ich wünschte mir, meine Haare wären genauso lang und seidig wie ihre. Da sangen wir: „Sieh den Segen, denke ständig dran ..." (siehe *Gesangbuch*, Nr. 181).

Dieses Lied hatte ich bestimmt schon oft genug gesungen, ohne daß es mir etwas bedeutet hätte. Diesmal jedoch wurde ich auf den Text aufmerksam. Warum wünschte ich mir immer das, was ich nicht hatte? Wieso war ich enttäuscht und böse und meinte, daß das Leben mich benachteilige? Die Antwort fand ich im Lied: Weil ich den Segen nicht sah! Ich dachte immer nur an das, was mir fehlte, und hatte kaum noch einen Blick für das, was ich hatte.

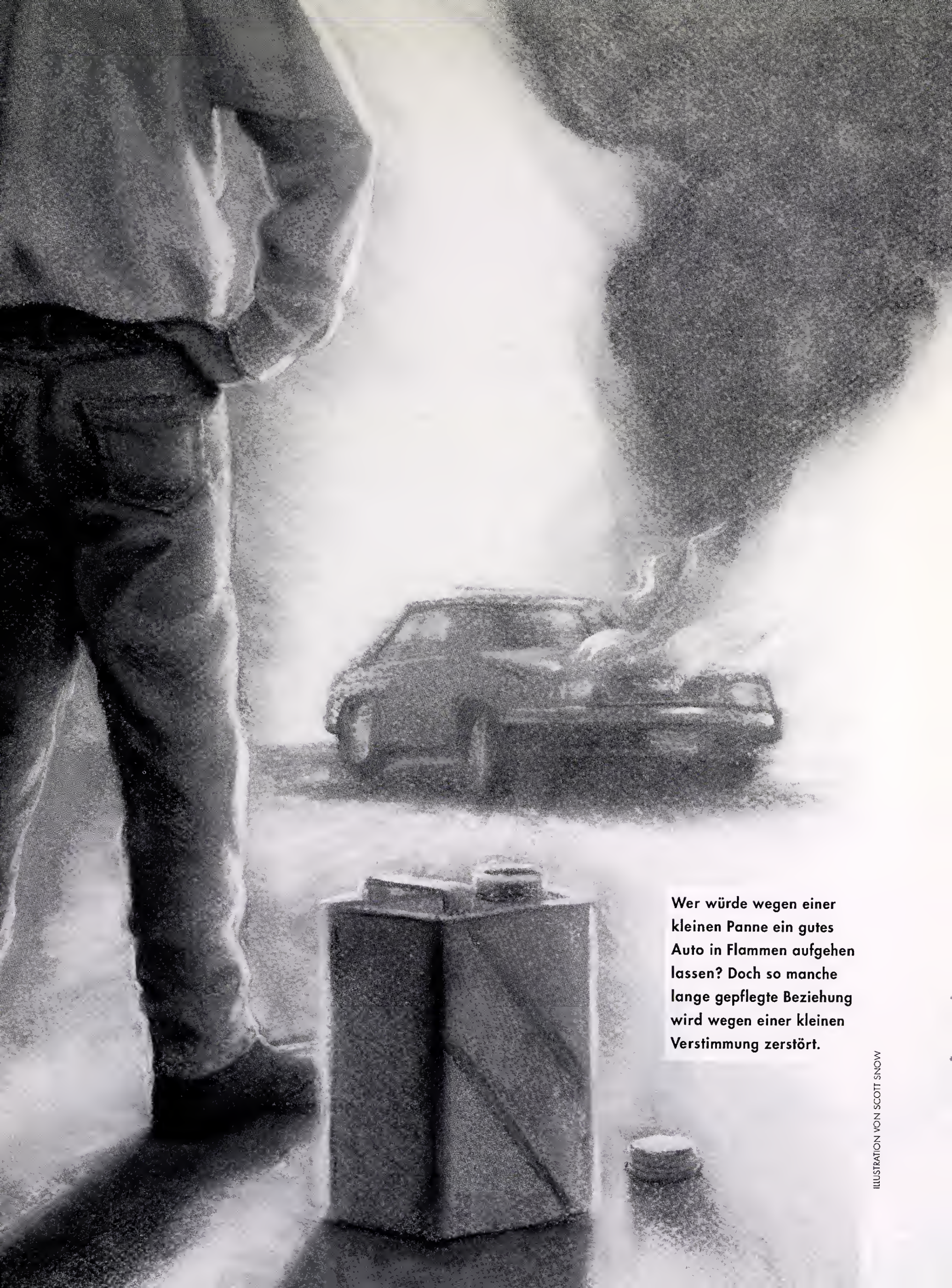
Daheim tat ich genau das, was in dem Lied vorgeschlagen wird. Ich setzte mich hin und schrieb alles auf, womit ich gesegnet war. Zuerst kamen die offensichtlichen Segnungen: mein Zuhause, meine Familie, Essen und Kleidung. Danach notierte ich meine Stärken und Fähigkeiten, die vielen Möglichkeiten, die das Leben mir bot, die guten Erfahrungen, die ich gemacht hatte, daß ich das Evangelium kannte und daraus ganz einzigartige Perspektiven für mein Leben gewann. Als ich alle Segnungen zusammenzählte, kam ich auf über hundert. Ich staunte nicht schlecht!

Diese Liste führte ich lange Zeit, und sobald ich in mein altes Wunschdenken verfiel, las ich sie durch. Das half, denn danach empfand ich jedes Mal Dankbarkeit statt Neid und Selbstmitleid.

Und dann kam der Tag, an dem ich auch ohne meine Liste auskommmen konnte, weil der Zwang, mir etwas zu wünschen, verflogen war. Ich freute mich für die anderen und an dem, womit sie gesegnet waren, weil mir meine eigenen Segnungen bewußt waren. Als ich mein Wunschdenken schließlich aufgegeben hatte, war ich viel glücklicher. □

ILLUSTRATION VON DENISE KIRBY





Wer würde wegen einer kleinen Panne ein gutes Auto in Flammen aufgehen lassen? Doch so manche lange gepflegte Beziehung wird wegen einer kleinen Verstimmung zerstört.

ILLUSTRATION VON SCOTT SNOW

„DAMIT IHR KEINEN ANSTOSS NEHMT"

Fünf Schlüssel dafür, nicht Anstoß zu nehmen

Perry M. Christenson

Sie haben jahrelang auf ein Auto gespart. Sie haben auf so manches verzichtet, um sich einen teuren Wagen leisten zu können. Dann ist es soweit: Sie haben genug Geld zusammen, gehen los und kaufen das Auto.

Auf der Heimfahrt hören Sie ein Flop-flop-flop. Sie halten an und entdecken, daß Sie eine Reifenpanne haben. „Nicht zu glauben", zürnen Sie. „Soviel Geld für nichts und wieder nichts!"

Auf der Stelle holen Sie den Reservekanister heraus, übergießen das Auto mit Benzin und zünden es an. Das neue Auto mit der Reifenpanne geht in Flammen auf.

Lächerlich, nicht wahr? Wer würde schon ein gutes Auto wegen so einer Kleinigkeit niederbrennen?

Wie viele unter uns lassen aber eine Beziehung, die sie über Jahre gepflegt haben, wegen eines unbedachten Wortes gewissermaßen in Flammen aufgehen? Und wie viele unter uns kommen nicht mehr zur Kirche, weil jemand sie gekränkt hat?

Höchstwahrscheinlich wird irgendwann einmal jemand in der Gemeinde oder im Pfahl uns kränken. Elder Marion D. Hanks, ein emeritiertes Mitglied des Ersten Kollegiums der Siebzig, hat dazu gesagt, daß die Art und Weise, wie wir mit solchen Vorfällen umgehen, ganz wesentliche Folgen nach sich zieht.

„Wie reagieren wir, wenn uns jemand kränkt, uns mißversteht, uns

ungerecht oder unfreundlich behandelt, uns beleidigt, sich an uns versündigt, uns das Wort im Mund umdreht, uns fälschlicherweise beschuldigt, uns übergeht? Wenn uns jemand verletzt, der uns nahesteht, oder wenn jemand unser Anerbieten ablehnt? Nehmen wir das übel, werden wir verbittert, grollen wir demjenigen? Oder lösen wir das Problem, wenn wir können, vergeben wir und machen uns frei von dieser Last?

Wie wir in solchen Situationen reagieren, bestimmt wahrscheinlich ganz wesentlich, wie unser Leben hier und in der Ewigkeit aussehen wird." (*Ensign*, Januar 1974, Seite 20.)

Die folgenden fünf Schlüssel können uns helfen, nicht Anstoß zu nehmen oder gegebenenfalls schneller darüber hinwegzukommen.



1. EINE FESTE GRUNDLAGE

Wir nehmen leicht Anstoß, wenn wir unsicher sind. Haben Sie schon einmal ein Kleidungsstück getragen, das Ihnen nicht besonders gut paßte? Sie waren sich Ihres Aussehens wahrscheinlich sehr bewußt. Und wenn dann jemand lachte, dachten Sie nicht, es wäre über Sie? Oder Sie hatten das Gefühl, die anderen sprächen bloß über Ihr Aussehen. Klar, daß man da leicht Anstoß nimmt. Und warum? Weil Sie sich Ihrer selbst nicht sicher waren.

Damit wir nicht Anstoß nehmen, brauchen wir eine sichere Grundlage. Wir müssen ein starkes Zeugnis vom Evangelium haben und uns ihm verpflichten; wir müssen ein starkes Selbstwertgefühl haben und wissen, wer wir sind und was an göttlichen Möglichkeiten in uns steckt.

Als Abschalom seinem Vater David den Thron rauben wollte, versuchten er und andere mit Absicht, seinen Vater zu beleidigen und zu demütigen. Schimi beispielsweise verfluchte ihn, warf Steine nach ihm und verhöhnte ihn (siehe 2. Samuel 16:5–10). Als David wieder in Amt und Würden war, wollten seine Ratgeber Schimi hinrichten lassen „dafür, daß er den Gesalbten des Herrn verflucht hat". Doch aus Davids Erwiderung wird ersichtlich, was er von sich selbst hielt: „Soll heute jemand in Israel getötet werden, *wo ich doch weiß, daß ich ab heute wieder König von Israel bin?*" (2. Samuel 19:21–22, Hervorhebung hinzugefügt).

David wußte, wer er war. Er mußte nichts beweisen. Schimi aus Rache hinrichten zu lassen, hätte Davids Königtum auch nicht gefestigt. So ist es auch mit uns: Wenn wir ein starkes Zeugnis haben und wissen, wer wir sind, können wir Tadel und Kränkung leichter ertragen.



2. DIE ABSICHT VERSTEHEN

Wir geben es zwar nicht gern zu, aber manchmal tadelt uns jemand, weil er uns *helfen* möchte. Dann sollten wir den Tadel dankbar entgegennehmen und verstehen, daß der Betreffende uns helfen möchte.

Der nephitische Heerführer Moroni war ein Mann Gottes, „ein Mann von vollkommenem Verständnis" und „ein Mann, der im Glauben an Christus fest war" (Alma 48:11–13). Doch war er, wie wir alle, nicht unfehlbar. Als er die Heere der Nephiten gegen die angreifenden Lamaniten führte, schrieb er an Pahoran, den Regierenden und Obersten Richter des Landes Zarahemla, und bat um Verstärkung und Nachschub für das Heer (siehe Alma 59:3). Aber von Pahoran kam keine Antwort.

Moroni schrieb also noch einen Brief. Diesmal warf er Pahoran in harschem Tadel vor, er sitze „in unbekümmerter Starre" auf seinem Thron, statt das Heer zu unterstützen. „Wegen eures Übeltuns haben wir soviel Verluste

erlitten", schrieb er (Alma 60:7,28). Er bezichtigte Pahoran des Ungehorsams gegenüber Gott: „Ihr wißt, daß ihr die Gesetze verletzt, und ihr wißt, daß ihr sie mit Füßen tretet" (Vers 33). Nachdem Moroni Pahoran ausgiebig getadelt hatte, schloß er den Brief mit der Drohung, selbst nach Zarahemla zu kommen, um sich zu holen, was er brauchte, „selbst wenn dies durch das Schwert sein muß" (Vers 35).

Was Moroni nicht wußte: Pahoran hatte weder Verstärkung noch Vorräte schicken können, weil er selbst gegen Aufständische vorgehen mußte. Die Königsleute hatten sich nämlich gegen die Regierung verschworen, sich mit den Lamaniten verbündet und Zarahemla eingenommen.

Wie reagierte nun Pahoran, als er von Moroni auf das heftigste getadelt wurde? Wie würden *wir* uns fühlen, wenn uns jemand, den wir bewundern, ungerechtfertigterweise beschuldigte?

Pahorans Antwort ist ein Musterbeispiel an Zurückhaltung und Verständnis: „Du hast mich in deinem Brief getadelt", schreibt er, „aber das macht nichts; ich bin nicht zornig, sondern *freue mich über die Größe deines Herzens*" (Alma 61:9, Hervorhebung hinzugefügt). Pahoran verstand die Absicht, mit der Moroni ihn getadelt hatte: Moroni ging es allein um die Ehre Gottes und die Freiheit und das Wohlergehen seines Volkes. Trotz der Anschuldigungen war Pahoran nicht beleidigt, denn er verstand Moronis rechtschaffene Absicht und freute sich daran.

Wenn Sie den Eindruck haben, daß jemand Sie falsch beurteilt, daß man Ihnen ungerechterweise etwas vorwirft oder Sie auf irgendeine Weise kränkt, so halten Sie inne und überlegen Sie, was der Betreffende eigentlich beabsichtigt. Oft werden Sie darauf kommen, daß die Absicht, die hinter seinem Tadel steckt, konstruktiv und gut gemeint war.



3. SCHNELL IM ZUHÖREN, LANGSAM IM ZORN

„Jeder Mensch soll schnell bereit sein zu hören, aber zurückhaltend im Reden und nicht schnell zum Zorn bereit;

denn im Zorn tut der Mensch nicht das, was vor Gott recht ist" (Jakobus 1:19,20). Wie kann es sein, daß wir „schnell bereit sein" sollen, auf Rat, Vorwürfe oder Tadel zu hören? Es mag durchaus sein, daß wir etwas an uns ändern müssen, daß wir einen Ratschlag tatsächlich beherzigen sollten.

Wir sollen jedoch nicht allein „schnell bereit sein zu hören", sondern es geht auch darum, daß wir „nicht schnell zum Zorn bereit" sind. Es ist ja nicht weiter schwer, Beleidigungen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Eine ätzende Bemerkung führt zur nächsten, und im Streit versucht jeder, den anderen an Gemeinheit zu übertrumpfen. Unsere Gefühle gehen mit uns durch und verleiten uns zu vorschnellen Reaktionen, wodurch wir die Kontrolle über uns selbst und die Situation verlieren.

Almas Sohn Korianton hatte sich auf Mission einer schweren Sünde schuldig gemacht. Alma wirft ihm vor: „Du hast den geistlichen Dienst verlassen und bist hinübergegangen in das Land Siron, ins Gebiet der Lamaniten, zur Dirne Isabel.

Ja, sie hat vielen das Herz gestohlen, aber das war keine Entschuldigung für dich, mein Sohn. Du hättest dich um den geistlichen Dienst kümmern sollen, mit dem du betraut warst. . . .

Nun, mein Sohn, ich möchte, daß du umkehrst und von deinen Sünden läßt und nicht mehr der Begierde deiner Augen folgst." (Alma 39:3, 4, 9.)

Für Korianton war es wichtig, auf die Worte seines Vaters zu hören. Er mußte daraus die Konsequenzen ziehen und umkehren. War er bereit, schnell auf seinen Vater zu hören? War er demütig genug, um „nicht schnell zum Zorn bereit" zu sein? Aus dem Buch Mormon erfahren wir nichts über seine unmittelbare Reaktion. Doch in einem späteren Kapitel lesen wir: „Die Söhne Almas gingen hin unter das Volk, um ihm das Wort zu verkünden" (Alma 43:1). Und namentlich wird er unter

denen erwähnt, die auf Mission gingen, die Menschen belehrten und tauften und dem Volk zu Frieden und Wohlstand im Land verhalfen (siehe Alma 49:30).



4. NICHT NACH RACHE STREBEN

Elder H. Burke Peterson, der damals der Präsidierenden Bischofschaft angehörte, erzählt, was einmal einigen Jugendlichen passiert ist, die in der Nähe von Phoenix in Arizona einen Ausflug in die Wüste gemacht hatten. Dabei wurde ein Mädchen von einer Klapperschlange ins Bein gebissen. Die anderen machten sich daran, die Schlange zu verfolgen und mit Steinwürfen zu töten, statt daß sie das Mädchen sofort zum Arzt gebracht hätten. In jenen kostbaren Minuten, die die Jugendlichen mit ihrer Rache vergeudeten, drang das Schlangengift in den Körper ein. Später mußte dem Mädchen das Bein unterhalb des Knies amputiert werden.

„Ein ganz unnötiges Opfer war dieser Preis der Rache. … Das Gift der Rache oder der nicht vergebungsbereiten Gedanken und Einstellungen zerfrißt, wenn es nicht entfernt wird, die Seele dessen, der es in sich hat," sagt Bischof Peterson.

Wenn wir Anstoß nehmen, werden unser Sinn und Geist von Haßgefühlen, Rachegelüsten oder dem fehlgeleiteten Gefühl rechtschaffenen Zorns vergiftet. Am Ende sind wir es, die am meisten darunter zu leiden haben. „Jedoch", sagt Bischof Peterson, „profitieren wir auch oft am meisten, wenn wir anderen das vergeben, was sie uns tatsächlich oder vermeintlich angetan haben. Wer Böses oder Kränkung nicht vergeben kann, dem entgeht eine der größten Freuden des Lebens." (*Ensign*, November 1983, Seite 59,60.)



5. NACH VERSÖHNUNG STREBEN

Mein zweijähriger Sohn Brian spielte eines Tages mit seinem Freund Scotty im Sandkasten. Plötzlich bewarfen sie einander mit Sand. Beide ärgerten sich, und Scotty begann zu weinen. Ich war schon auf dem Weg zum Sandkasten, um – wie Eltern es immer tun – alles wieder ins rechte Lot zu bringen. Doch ich hatte noch keine zwei Schritte getan, als Brian Scotty umarmte. Der hörte sofort zu weinen auf, beruhigte sich, und die beiden vertrugen sich wieder. Sie spielten weiter wie zuvor.

„Und wenn dir jemand – dein Bruder oder deine Schwester –, Unrecht tut, sollst du ihn dir nehmen, zwischen ihm und dir allein; und wenn er bekennt, sollst du dich mit ihm aussöhnen." (LuB 42:88.) Es ist an uns, den ersten Schritt zur Versöhnung mit dem zu tun, der uns beleidigt hat. Das geht am besten, wenn man mit dem anderen unter vier Augen spricht und ganz offen darüber redet.

Der Herr wußte, daß seine Jünger Anschuldigungen und heftiger Verfolgung ausgesetzt sein würden (siehe Johannes 16:2). In den letzten Stunden vor der Kreuzigung stärkte er ihr Zeugnis und machte ihnen aus ewiger Sicht klar, wer er war und wer sie waren. Einige der tiefschürfendsten Lehren des Erretters finden sich im Johannesevangelium in jenen Kapiteln, die dem Verrat unmittelbar vorangehen (siehe Johannes 13–17). Jesus wollte das Zeugnis seiner Jünger stärken und ihnen eine sichere Grundlage geben, die allen Angriffen standhalten würde. „Das habe ich euch gesagt, damit ihr keinen Anstoß nehmt." (Johannes 16:1.)

Müssen wir, wie die Jünger damals, uns auch mehr bemühen, keinen Anstoß zu nehmen? Unser Zeugnis und unsere Beziehung zu anderen Menschen sind mehr wert als ein teures Auto. Wie dumm wäre es, sie in Flammen aufgehen zu lassen, wenn bloß eine kleine Reifenpanne uns kurzfristig aufhält. □

DAS WORT DER WEISHEIT SAGT

NEIN



FOTO VON STEVE BUNDERSON

(SIEHE LEHRE UND BÜNDNISSE 89)

SZENEN AUS DEN MISSI

Kent P. Jackson

Zwei große gesellschaftliche und politische Gegebenheiten prägten die Welt des Paulus, nämlich das Römische Reich und die griechische Kultur.

Alles, was im Neuen Testament geschildert wird, ereignete sich im Römischen Reich. Zu Lebzeiten des Paulus gehörte das gesamte Mittelmeergebiet schon etwa hundert Jahre lang zu Rom. Im großen und ganzen war dieser Umstand der Verbreitung des Christentums förderlich. Die Römer hatten in ihrem Reich für Frieden und Sicherheit gesorgt, und Reisende konnten im allgemeinen damit rechnen, ungefährdet ans Ziel zu gelangen. Straßen waren angelegt worden, und die Gefahr eines Überfalls durch Wegelagerer, Piraten oder örtliche Regenten war größtenteils eingedämmt. Man konnte sich also im Römischen Reich frei bewegen.

Die Welt des Neuen Testaments trug aber auch den Stempel der griechischen



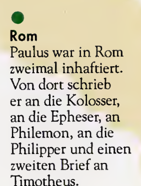
ONSREISEN DES PAULUS

Kultur. Mit der Verbreitung der griechischen Kultur war auch die griechische Sprache vorgedrungen und hatte vielerorts die Landessprache ersetzt; wo nicht, beherrschten die Menschen Griechisch und ihre Muttersprache. Für Paulus bedeutete das, daß er sich fast überall mit den Menschen auf griechisch ver-



Korinth, wo Paulus auf seiner zweiten Missionsreise mehr als ein Jahr lang das Evangelium verkündigte, zeigt sich dem heutigen Besucher nur noch in einer Ahnung seines früheren Glanzes. Die kannelierten Säulen am Tempel des Apoll werden von der Akropolis bewacht, der befestigten Oberstadt, die auf einem Hügel liegt.

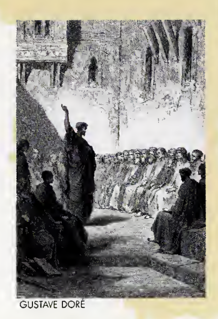
FOTO VON FPG INTERNATIONAL. ALLE ANDEREN FOTOS VON KENT P. JACKSON, SOFERN NICHT ANDERS ANGEGEBEN.



Rom
Paulus war in Rom zweimal inhaftiert. Von dort schrieb er an die Kolosser, an die Epheser, an Philemon, an die Philipper und einen zweiten Brief an Timotheus.



REMBRANDT; NATIONAL GALLERY OF ART



GUSTAVE DORÉ

FREDERICK SHIELDS

Philippi
Durch ein Erdbeben aus dem Gefängnis befreit *(Apostelgeschichte 16:12–40)*

Thessalonich
Predigt in einer Synagoge *(Apostelgeschichte 17:1–10)*

Troas
Erweckt einen jungen Mann vom Tod *(Apostelgeschichte 20:6–12)*

Verkündet den „unbekannten Gott" *(Apostelgeschichte 17:15–18:1)*
Athen

Korinth
Unschuldig angeklagt *(Apostelgeschichte 18:1–18)*



MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON PROVIDENCE LITHO.

M I T T E L M E E R

MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON PROVIDENCE LITHO.

Malta
Schiffbruch *(Apostelgeschichte 27:10–28:11)*

SZENEN AUS DER SCHRIFT VON DEN MISSIONSREISEN DES PAULUS

- *Erste Missionsreise: Apostelgeschichte 13:1–14:26*
- *Zweite Missionsreise: Apostelgeschichte 15:36–18:22*
- *Dritte Missionsreise: Apostelgeschichte 18:23–21:15*
- *Reise nach Rom: Apostelgeschichte 27:1–28:30*

ständigen konnte, das in jenem Teil der Welt die internationale Sprache war. Außerdem bewegte sich Paulus unter Völkern mit annähernd gleicher Weltanschauung sowie gemeinsamen Bräuchen und Glaubensansichten.

Meist wirkte Paulus in den Städten. Einige zählten zu den damals größten, wie etwa Rom und Antiochia. Daneben gab es natürlich auch kleinere, beispielsweise Derbe und Beröa. Auch wenn sie sich alle in Größe, Lage und Umgebung unterschieden, wiesen doch alle Städte im Römischen Reich Gemeinsamkeiten auf: Sie hatten ein Theater, öffentliche Bäder, Brunnen, Tempel und eine Agora (einen rechteckigen Marktplatz, der von einem Säulengang mit Geschäften, Stätten der Anbetung sowie öffentlichen Gebäuden umrahmt war). In vielen Städten gab es auch eine jüdische Synagoge. Dort predigte Paulus für gewöhnlich zuerst; anschließend überbrachte er dann die Botschaft von der Errettung den Andern.

DAMASKUS (APOSTELGESCHICHTE 9:3–25)

Saulus aus Tarsus, später Paulus genannt, war unterwegs nach Damaskus, als ihm der Herr erschien und sprach: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich? … Ich bin Jesus, den du verfolgst." Die Reaktion des Saulus zeigt,

SCHWARZES MEER

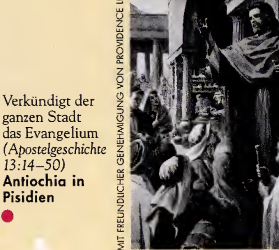

JEAN RESTOUT; GIRAUDON/ART RESOURCE, NY

Ephesus
Heilt Kranke in Ephesus
(Apostelgeschichte 19:1–20:1)

Milet
Warnt vor „reißenden Wölfen"
(Apostelgeschichte 20:15–38)


W. G. SIMMONDS

Verkündigt der ganzen Stadt das Evangelium
(Apostelgeschichte 13:14–50)
Antiochia in Pisidien


MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON PROVIDENCE LITHO.

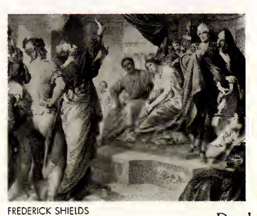
Lystra
Heilt einen Gelähmten
(Apostelgeschichte 14:8–20)

Antiochia
Zwischenstation des Paulus
(Apostelgeschichte 11:26)


JAMES CLARK

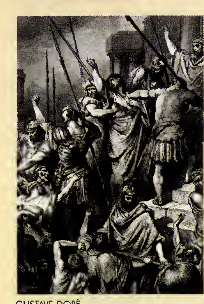
Ein Zauberer wird blind
(Apostelgeschichte 13:6–13)
Paphos

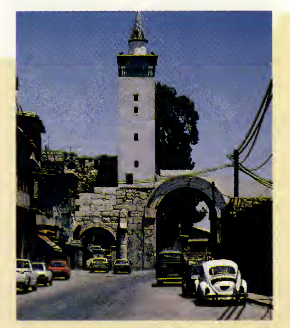
Bekehrung
(Apostelgeschichte 9:3–25)
Damaskus


FREDERICK SHIELDS

Vor König Agrippa
(Apostelgeschichte 23:33–26:32)
Cäsarea

Jerusalem
Durch römische Soldaten vor einer aufgebrachten Menschenmenge gerettet
(Apostelgeschichte 21:17–23:31)


GUSTAVE DORÉ



Ein römischer Torbogen in der Altstadt von Damaskus steht heute noch am Beginn der „sogenannten Geraden Straße", wohin man den erblindeten Paulus brachte, nachdem er von Gott bekehrt worden war.

daß er entschlossen war, von jetzt an bis an sein Lebensende den Willen des Herrn zu tun. Er wurde als Blinder nach Damaskus geführt, denn „dort wird dir gesagt werden, was du tun sollst." Er übernachtete in einem Haus in der „sogenannten Geraden Straße", einer der wichtigsten Durchzugsstraßen von Osten nach Westen. Hier wurde ihm durch einen Priestertumssegen das Sehvermögen wiedergegeben. Er wurde in Damaskus getauft und begann sein Wirken, indem er den Juden in der Stadt das Evangelium verkündigte.

Heute ist Damaskus die Hauptstadt der arabischen Republik Syrien mit





In den Ruinen von Philippi in Nordgriechenland *(rechts)* befinden sich die Überreste einer Agora (Marktplatz). *Links unten:* Der Hügel ist alles, was von der noch nicht ausgegrabenen Stadt Lystra zu sehen ist; hier bekehrte Paulus Timotheus, der sein Mitarbeiter auf Mission wurde.



mehr als einer Million Einwohnern. Die Altstadt, jene römische Stadt, die Paulus kannte, ist heute vor allem wegen ihrer schönen islamischen Moscheen, Grabdenkmäler und Paläste berühmt. Die „sogenannte Gerade Straße" gibt es noch; dort stehen auch zwei teilweise erhaltene römische Torbogen.

LYSTRA (APOSTELGESCHICHTE 14:8–20)

Paulus und Barnabas kamen auf der ersten Missionsreise nach Lystra. Dort heilte Paulus einen Mann, der von



Geburt an gelähmt war. Als die Menschen die Macht sahen, die die beiden Apostel innehatten, hielten sie sie für Götter. Barnabas nannten sie Zeus, den obersten Gott der Griechen, und Paulus nannten sie Hermes, den Götterboten oder Wortführer der Götter. Der Priester des Zeus brachte „Stiere und Kränze", um den zwei Aposteln nach örtlicher Sitte Opfer darzubringen. Nur durch wortreichen Protest gelang es den beiden, die Menschen davon abzuhalten. Einer der ersten, der sich in Lystra bekehrte, war Timotheus, der auf späteren Missionsreisen ein treuer Mitarbeiter des Paulus wurde. Heute ist Lystra in der südlichen Türkei nur noch eine Ruine mit spärlichen Überresten.

Im Mittelmeerraum wurden zahlreiche Steinreliefs gefunden, die Stiere und Kränze zeigen, wie sie damals für Opfer verwendet wurden.

PHILIPPI (APOSTELGESCHICHTE 16:9–40)

Auf der zweiten Missionsreise wurden Paulus und seine Mitarbeiter Timotheus, Silas und Lukas (siehe Apostelgeschichte 16:1–25) durch Offenbarung dazu bewogen, über die Ägäis nach Mazedonien – ins nördliche Griechenland – zu fahren. Die erste Stadt, in der sie länger Halt machten, war Philippi. Dort heilte Paulus eine Magd, die einen bösen Wahrsagegeist hatte. Als ihre Herren sahen, daß sie mit ihr nichts mehr verdienen konnten, schleppten sie Paulus und Silas vor Gericht und verklagten sie als Störenfriede. Die beiden Missionare wurden mit Ruten geschlagen und ins Gefängnis geworfen. In der Nacht sprangen bei einem Erdbeben die Türen auf, und die Fesseln fielen den



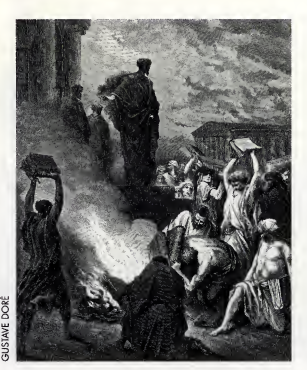
beiden ab. Paulus und Silas ergriffen jedoch nicht die Flucht, sondern belehrten den Gefängniswärter, der sich mit seiner Familie bekehrte. Am nächsten Morgen wurden sie freigelassen.

Paulus liebte die Mitglieder in Philippi sehr. Jahre später gab er in einem Brief seiner Zuneigung Ausdruck und bat sie, im Evangelium immer treuzubleiben.

KORINTH (APOSTELGESCHICHTE 18:1–18)

Korinth war eine bedeutende und wohlhabende griechische Hafenstadt in strategisch wichtiger Lage. Auf einem Hügel erhob sich über der Stadt die Akropolis (die Oberstadt), und im Stadtzentrum stand der alte Tempel des Apoll.

Unter denen, die Paulus in Ephesus bekehrte, waren „nicht wenige, die Zauberei getrieben hatten", und diese „brachten ihre Zauberbücher herbei und verbrannten sie" (Apostelgeschichte 19:19).



GUSTAVE DORÉ

Paulus kam im Zuge seiner zweiten Missionsreise nach Korinth und blieb dort anderthalb Jahre. In der Apostelgeschichte wird geschildert, wie einige feindlich gesinnte Juden ihn vor Gericht brachten, weil er angeblich ein öffentliches Ärgernis sei. Der Prokonsul wollte sich jedoch mit der Sache nicht befassen und schickte sie wieder weg. Auf der Agora haben Archäologen ein Podium entdeckt; möglicherweise ist Paulus dort verhört worden.

Nach seiner Abreise aus Korinth blieb Paulus mit den dortigen Bekehrten immer in Verbindung. Das neue Testament enthält zwei seiner Briefe, die er ihnen während seiner dritten Missionsreise schrieb.

EPHESUS (APOSTELGESCHICHTE 19:1–20:1)

Ephesus war eine reiche Stadt, ein Zentrum des Handels, der Kultur und der Religion. Ephesus lag an der Küste des Ägäischen Meeres und war Endpunkt einiger großer Handelswege aus dem Nahen Osten. Doch Ruhm und Wohlstand von Ephesus lagen auch darin begründet, daß hier das Zentrum des Artemis-Kultes war. Der Artemis-Tempel von Ephesus galt als das schönste der Sieben Weltwunder der Antike. Er war etwa 120 Meter lang und etwa 60 Meter breit und zählte zu den größten und bekanntesten Bauwerken im Römischen Reich.

Paulus verbrachte auf seiner dritten Missionsreise zwei Jahre in Ephesus. Er verkündigte das Evangelium und leitete von dort aus die missionarischen Bemühungen in der ganzen Provinz Asien. Zwar hatten er und seine Mitarbeiter in Ephesus großen Erfolg, doch stellten sich die Silberschmiede, die silberne Artemistempel herstellten, gegen sie. Die Silberschmiede stachelten die Menschen auf, und eine aufgebrachte Volksmenge stürmte ins Theater, wo sie stundenlang für Artemis und gegen Paulus und seine Mitarbeiter demonstrierten.

Heute liegt Ephesus an der Westküste der Türkei. Seine Ruinen gehören zu den bewegendsten Zeugen einer vergangenen Zeit. Das Theater steht noch. Kurz nach der Zeit des Paulus ist es vergrößert worden und bietet nun 20000 Sitzplätze. Der einst so stolze Artemistempel ist nach jahrhundertelangem wirtschaftlichen Niedergang, nach Erdbeben und Plünderungen nur noch ein Trümmerhaufen. Doch die Botschaft, die Paulus überbrachte, lebt weiter und füllt die Erde mit seinem Zeugnis: Jesus ist der Messias, und sein Evangelium ist für alle Menschen der Weg zur Errettung. □



Links außen: **An der Hauptstraße von Ephesus standen Tempel, Denkmäler und luxuriöse Häuser.** ***Oben:*** **Der Artemis-Tempel, der als das schönste der sieben Weltwunder der Antike galt, ist heute ein Trümmerhaufen.**

EIN ARM VOLL LIEBE

Miles T. Tuason

Was wie eine Tragödie aussah, hält Elder Cayetano nicht davon ab, allen Menschen liebevoll zu begegnen.





FOTOS VON DINO V. PANTI

Wahrscheinlich kennen Sie das Städtchen Santa Maria auf den Philippinen nicht. Ein verschlafenes Bauerndorf, mehr nicht – so meint man. Doch von den Hügeln rundherum hat man den herrlichsten Ausblick auf Manila, die Hauptstadt der Philippinen. Es ist *kahanga-hanga* – wunderbar.

In Santa Maria gibt es noch ein anderes Wunder, von dem Sie wahrscheinlich nichts wissen: einen Missionar der Kirche, der aussieht wie jeder andere und doch *kahanga-hanga* ist. Elder Bienvendio Cayetano schafft es, sich die Krawatte mit einer Hand zu binden und pausenlos Menschen mit der linken Hand zu begrüßen. Aber im Grunde genommen ist es seine geistige Kraft, die ihn zu einem außergewöhnlichen Missionar macht.

DARF ICH VORSTELLEN: BIEN

Auf den ersten Blick sieht Bien nicht anders aus als alle anderen neunzehnjährigen einheimischen Mitglieder, die in der Mission San Pablo auf den Philippinen dienen. Erst wenn man ihm die Hand gibt, fällt etwas auf: Bien hat bei einem Erdbeben den rechten Arm verloren. Aber damit greifen wir der Geschichte bereits voraus.

Bien kommt aus einer großen Familie. Alle Kinder der Familie Cayetano verrichteten schwere Arbeit in den Reisfelder, um ihre verwitwete Mutter zu unterstützen. Dennoch gingen sie auch zur Schule. Bien erhielt einige Auszeichnungen in den Fächern Englisch, Journalismus und Kunsterziehung. Er errang auch Preise im Gelän-

delauf. Sein älterer Bruder Chris war als einziger in der Familie Mitglied der Kirche. Als er auf Mission ging, bat er die Missionare daheim, Bien zu belehren. Bien wurde getauft. Als er jedoch zur High School ging, fand er andere Interessen und einen neuen Freundeskreis, und bald war ihm die Kirche nicht mehr so wichtig.

„Mein Bruder konnte mich nicht dazu bringen, zur Kirche zu gehen", sagte Bien, „und auch sonst gelang es niemandem. Ich wollte nicht." Doch selbst gute Schulnoten und viele Freunde konnten die Leere nicht ausfüllen, die Bien von Zeit zu Zeit in seinem Leben verspürte. Ihm fiel ein, wie glücklich die Menschen in der Kirche waren, und schließlich kam er wieder zurück.

DER WENDEPUNKT

Nachdem Bien die High School mit Auszeichnung bestanden hatte, besuchte er das Christian College of the Philippines, wo er Politikwissenschaft studierte. „Einmal sprachen wir im Unterricht über Erdbeben. Wir lachten darüber, daß wir in ein Erdbeben geraten könnten", erzählt Bien. Doch unversehens schwankte das ganzen Klassenzimmer. Es *war* ein Erdbeben.

Alle versuchten voller Angst, sich in Sicherheit zu bringen. Das Gebäude schwankte wie wild. Bien wollte eben durch eine Tür ins Freie rennen, als ihn eine Betonlawine überschüttete.

„Ein zerbrochener Stuhl traf mich am Bauch, lag halb angewinkelt, und ich lag mit dem Gesicht nach unten." Der rechte Arm war gebrochen und lag heftig blutend unter den Bruchstücken des Fußbodens vom oberen Stockwerk. Ein riesiger Brocken Beton war genau neben seinem Kopf gelandet, hatte ihn aber wie durch ein Wunder nicht getroffen. „Meine Klassenkameraden schrien um Hilfe, aber ich konnte mich nicht rühren." Sie starben einer nach dem anderen – auch jene drei, die auf Bien lagen. Das Erdbeben hatte sich am späten Nachmittag ereignet, und bald war es stockdunkel. Ringsum herrschte Stille.

„Ich habe geweint", sagt Bien. Doch unter Tränen fiel ihm ein PV-Lied ein, und er begann zu singen: „Ich bin ein Kind des Herrn". Mit jedem Wort, das die Stille durchbrach, wurde Bien ruhiger. Er fand Trost und hatte das friedevolle Gefühl, nicht länger allein zu sein. „Ich betete: ‚Vater, wenn es für mich wichtig ist, weiterzuleben, dann laß mich bitte am Leben!'" Bien dachte an den Erretter, während er betete, und ihm wurde klar: „Er hat weit mehr gelitten als ich." Diese Nacht, in der er unter Schutt begraben lag, wurde für ihn zu einem gewaltigen geistigen Erlebnis.

AUS DEN TRÜMMERN GEBORGEN

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, schöpfte Bien neue Hoffnung. Eine Rettungsmannschaft grub ihn aus der Trümmern und brachte ihn in Sicherheit. Die besorgte Familie wurde verständigt. Bien kam schleunigst ins Krankenhaus. Die Ärzte amputierten sofort den rechten Arm. „Als ich aufwachte, sah ich auf meine rechte Seite und schrie: ‚Was ist denn da passiert?' Ich glaubte zuerst, es sei ein Traum."

Biens Freude daran, dem himmlischen Vater zu dienen, steckt jedermann an. In der Missionarsschule in Manila war er vorbildlich, und sein Engagement wirkt sich auf Mitglieder wie auf Nichtmitglieder aus.

Der anfängliche Schock verwandelte sich bald in Betrübnis. „Ich fühlte mich einsam, weil ich dachte, daß ich jetzt nicht mehr all das tun könnte, was ich bisher immer getan habe."

Nach drei Monaten im Krankenhaus kam Bien nach Hause. Nur wenige der 50 Schüler aus seiner Klasse hatten überlebt. Auch Biens Lebenswille schien erloschen. Wie konnte er als Rechtshänder mit nur dem linken Arm weiterleben?

Eines Tages half Bien seinen Neffen beim Schreibenlernen. Dabei hatte er das Gefühl, er solle die Buchstaben üben. Zuerst klappte es überhaupt nicht. „Mir war schon klar, wie die Buchstaben aussehen sollten, aber meine Finger taten nicht mit." Doch Übung macht den Meister, und ein knappes Jahr später konnte Bien nicht nur mit Leichtigkeit mit der linken Hand schreiben, sondern er malte auch wieder Ölbilder und besuchte wieder das College.

Ein Jahr nach dem Unfall hielt Bien die Zeit für gekommen, mit seiner neugewonnenen Kraft auf Mission zu gehen. Die Familie war bestürzt. „Wir würden uns doch die ganze Zeit um dich Sorgen machen", wandte seine Mutter ein.

„Ich weiß, daß der Herr das von mir erwartet", beruhigte Bien sie.

Als Missionar bekam Bien einige



Monate später einen Brief von daheim: „Mach dir keine Sorgen um uns. Wir erzählen bereits jedem, wie stolz wir auf dich sind."

HINDERNISSE WERDEN ZU SEGNUNGEN

Bien ist vom Wesen her ein Mensch, der auf andere wirkt. In der Missionarsschule in Manila war er vorbildlich, und sein Engagement war ein Segen für den Zweig Santa Maria. Bien sagt allerdings, daß für ihn noch immer nicht alles leicht ist: Er kann nicht Basketball spielen und bei Dienstprojekten wie der Reisernte nicht mithelfen.

Bien zitiert eine seiner Lieblingsschriftstellen: „Noch ist keine Versuchung über euch gekommen, die den Menschen überfordert. Gott ... wird euch in der Versuchung einen Ausweg schaffen, so daß ihr sie bestehen könnt" (1 Korinther 10:13). Bien sieht daher alles, was ihm im Leben begegnet, als Lernerlebnis an.

Das Leben auf Mission ist „wie eine Schule, in er ich viel lerne, nicht allein über das Evangelium, sondern auch über mich selbst". Unter den Trümmern einer anderen Schule, so setzt er hinzu, hat er gelernt, dem himmlischen Vater zu vertrauen.

Bitten Sie Bien doch mal, seine Segnungen zu nennen; er zitiert dann seinen Leitspruch: „Ich bat Gott um Gesundheit, damit ich Großes leisten könne, und er gab mir eine Schwäche, damit ich Größeres vollbringen kann."

Und dann streckt er einem mit einem ansteckenden Lächeln die linke Hand entgegen. □

LERNEN, AUF DIE STIMME DES GEISTES ZU ACHTEN

David Moraza Brito
ILLUSTRATION VON PAUL MANN

Im Juni 1994 habe ich etwas gelernt, was ich hoffentlich nie im Leben vergessen werde. Ein Kollege und ich hatten vor, den 1200 Meter hohen Bergrücken der Sierra de Alhamilla in Spanien zu besteigen. Von der Höhe des freistehenden Gebirgszugs wollten wir mit Hanggleitern hinunterfliegen. Bei strahlend blauem Himmel würde das ein herrlicher Flug über die Tabernas-Wüste und die Täler von Pechina und Viator.

Am Abend zuvor betete ich und hatte den starken Eindruck, daß ich den Flug bleiben lassen sollte. Was mich erstaunte, war die Intensität dieses Gefühls. Es ließ sich nicht beiseite schieben. Ich hätte es eigentlich verstehen sollen, denn ich gehörte dem Distriktsrat an und war Distriktsleiter der Jungen Männer. Und doch ließ ich diese Warnung dummerweise unbeachtet. Ich dachte, der Eindruck entspringe vielleicht meiner Phantasie oder meine Furcht vor dem Unbekannten spiele mir einen Streich. So beschloß ich, wohl in die Berge zu gehen, bei ungünstigem Wetter aber nicht zu fliegen.

Der nächste Morgen begann vielversprechend. Mein Kollege und ich machten uns auf den Weg, und ich vergaß jenes Gefühl, das ich beim Beten gehabt hatte. Ich freute mich auf den Flug.







Oben auf dem Gipfel wehte der Wind aber nicht aus der erwarteten Richtung. Während ich den Gleiter zusammensetzte, drehte sich der Wind abermals. Ich fühlte eine Last auf meinen Schultern und fragte mich, ob es wirklich klug sei zu fliegen. Aber ich wollte meinen Kollegen nicht enttäuschen, und stur beschloß ich, als erster abzuspringen.

Kaum war ich in der Luft, war mir klar, daß ich einen Fehler begangen hatte. Ich fiel. Das Kontrollgerät piepste ununterbrochen und zeigte dadurch an, daß ich zu schnell an Höhe verlor. Rasend schnell kamen die Bäume auf mich zu, die Bäume, die eben noch so weit weg schienen und jetzt immer größer wurden. Luftwirbel schüttelten meinen Hanggleiter wie ein Blatt im Wind, und ich konnte nicht mehr lenken. Ich befand mich in einem engen Tal, konnte nicht mehr Kurs halten und fürchtete, an den Berghängen rechts oder links zu zerschellen. Drohend brauste mir der Wind in den Ohren. Er schien zu sagen: „Du solltest nicht hier sein."

Gerade in diesem Augenblick höchster Angst fiel mir mein Gefühl vom Abend zuvor ein. Mir wurde klar, daß es eine Warnung gewesen war, und es tat mir gleich leid, daß ich dem Herrn, der doch so um mein Wohlergehen bemüht war, keine Beachtung geschenkt hatte. Ich betete laut und flehte ihn an, mir aus dem Strudel, der mich erfaßt hatte, herauszuhelfen.

Auf einmal schien ich wieder ein wenig besser lenken zu können. Unter mir sah ich eine kleine Lichtung, auf der ich vielleicht landen konnte. Ich setzte zur Landung an, doch da wurde ich wieder von einem Windstoß erfaßt. Er drückte mich zehn Meter hinunter, wobei der Gleiter so rasch fiel, als ob es gar keinen Luftwiderstand gäbe. Direkt vor dem Aufprall drehte sich der eine Flügel aufwärts, so daß ich doch landen konnte. Ich befreite mich aus dem Gleiter. Ich hatte einige Schnittwunden, mein Gleiter war an zwei Stellen gebrochen, und ich hatte etwas gelernt, was ich nie vergessen werde.

Auf dem Heimweg war ich dem Herrn überaus dankbar für seine liebevolle Fürsorge. Er hatte mir trotz meiner Starrköpfigkeit das Leben bewahrt.

Einige Tage darauf stellte ich gerade Material für einen Taufgottesdienst zusammen, und dabei spürte ich zu meiner Überraschung sehr stark den Geist, der mir bezeugte, daß das, was ich da vor mir hatte, die Wahrheit zeigte. Unter anderem lag da ein Bild, auf dem Gott Vater und Christus Joseph Smith erscheinen. Darunter stand „Darum habe ich, der Herr, ... meinen Knecht Joseph Smith jun. angerufen und aus dem Himmel zu ihm gesprochen und ihm Gebote gegeben" (LuB 1:17).

Der Geist erfüllte mir das Herz, und ich wußte, daß mein Ungehorsam vergeben war. Ich war so froh, daß der Geist wieder zu mir sprach. Und ich versprach mir selbst, daß ich nie wieder eine Warnung, die der Herr mir in seiner Güte zukommen ließ, unbeachtet lassen wollte. □



***Jesus in Nazaret in der Synagoge,* Gemälde von Greg K. Olsen**
„Jesus kam in seine Heimatstadt und lehrte die Menschen dort in der Synagoge. Da staunten alle und sagten: Woher hat er diese Weisheit . . . ? Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns?" (Matthäus 13:54,55.)



MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON *DESERET NEWS*

Drei präsidierende Hohe Priester – aus der Körperschaft [der Kirche] erwählt, zu diesem Amt bestimmt und ordiniert und vom Vertrauen und Glauben und Gebet der Kirche getragen – [bilden] das Kollegium der Präsidentschaft der Kirche.“ (LuB 107:22.) Auf der Frühjahrs-Generalkonferenz 1995: Präsident Gordon B. Hinckley, *Mitte;* Präsident Thomas S. Monson, Erster Ratgeber, *links,* und Präsident Thomas S. Monson, Zweiter Ratgeber. Siehe die Biographien von Präsident Monson und Präsident Faust auf Seite 8 bzw. Seite 16.

95990 150
GERMAN